

TOMI ADEYEMI

CHILDREN

OF

BLOOD

AND

BONE

GOLDENER ZORN

XXL-

LESEPROBE



XXL-Leseprobe aus

Tomi Adeyemi

CHILDREN OF BLOOD AND BONE – Goldener Zorn

Aus dem Amerikanischen von Andrea Fischer

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main



TOMI ADEYEMI

CHILDREN
OF
BLOOD
AND
BONE



GOLDENER ZORN

Aus dem Amerikanischen
von Andrea Fischer

 | FJB



Erschienen bei FISCHER FJB

Die Originalausgabe erschien 2018
unter dem Titel »Children of Blood and Bone« bei
Henry Holt and Company, einem Imprint von
Macmillan Publishing, New York.
© 2018 by Tomi Adeyemi Books Inc.

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Karten-Illustration von Keith Thompson
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8414-4029-7

DIE CLANS DER MAJI



IKÚ-CLAN

MAJI-TITEL: Seelenfänger

KRAFT: Macht über Leben und Tod

GOTTHEIT: Oya

ÈMÍ-CLAN

MAJI-TITEL: Geistwandler

KRAFT: Macht über Gedanken und Träume

GOTTHEIT: Orí

OMI-CLAN

MAJI-TITEL: Wellenhüter

KRAFT: Macht über das Wasser

GOTTHEIT: Yemoja

INÁ-CLAN

MAJI-TITEL: Flammentänzer

KRAFT: Macht über das Feuer

GOTTHEIT: Sàngó

AFÉFÉ-CLAN

MAJI-TITEL: Windflüsterer

KRAFT: Macht über die Luft

GOTTHEIT: Ayao

ÀYÈ-CLAN

MAJI-TITEL: Erzbrecher & Erdsänger

KRAFT: Macht über Eisen und Erde

GOTTHEIT: Ògún

ÌMÓLÈ-CLAN

MAJI-TITEL: Lichtweber

KRAFT: Macht über Licht und Schatten

GOTTHEIT: Ochumare

ÌWÒSÀN-CLAN

MAJI-TITEL: Heiler & Sieher

KRAFT: Macht über Genesung und Krankheit

GOTTHEIT: Babalúayé

ÀRÍRAN-CLAN

MAJI-TITEL: Seher

KRAFT: Macht über die Zeit

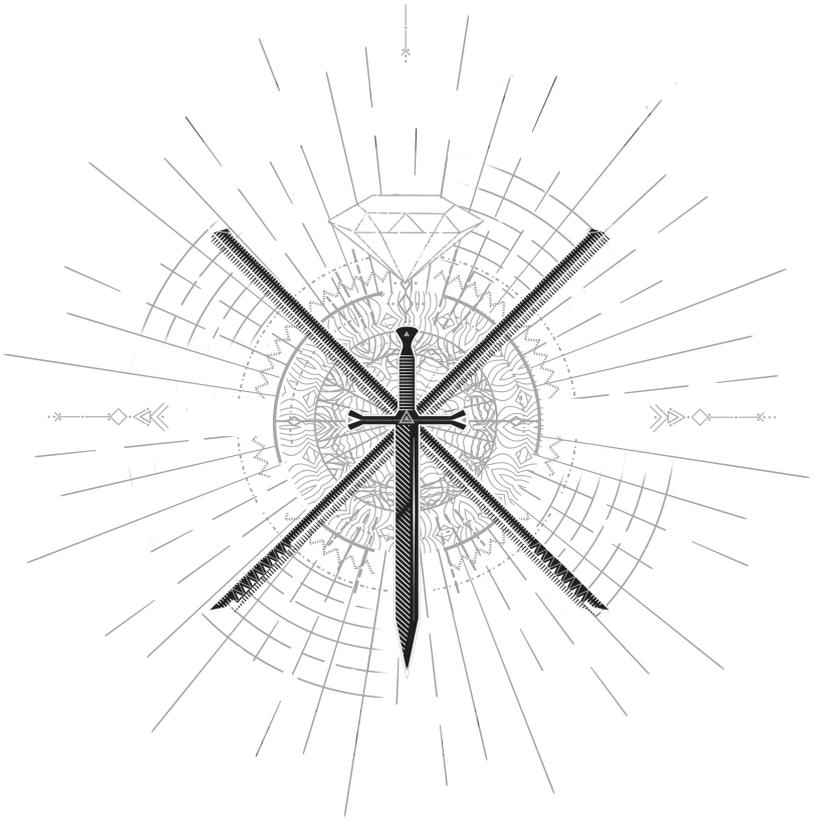
GOTTHEIT: Orúnmila

ÈRANKO-CLAN

MAJI-TITEL: Zähmer

KRAFT: Macht über das Tierreich

GOTTHEIT: Oxosi



KAPITEL 1



ZÉLIE

Wähl mich!

Ich muss mich zusammenreißen, um nicht laut auf mich aufmerksam zu machen. Nervös kratze ich die Fingernägel in meinen Stab aus Marula-Eiche, damit ich nicht aufspringe. Schweißperlen laufen mir über den Nacken. Ich weiß nicht, ob es an der morgendlichen Hitze liegt oder an meinem laut klopfenden Herzen. Mond um Mond wird ein anderes Mädchen ausgewählt.

Heute *muss* ich einfach an der Reihe sein.

Ich schiebe mir eine Strähne meines schneeweißen Haars hinters Ohr und bemühe mich, so gut ich kann, nicht zu zappeln. Wie immer lässt sich Mama Agba mit ihrer Entscheidung schrecklich viel Zeit. Sie blickt alle Mädchen so lange an, bis wir uns vor Ungeduld winden.

Konzentriert zieht sie die Augenbrauen zusammen. Die Falten auf ihrem kahlen Schädel werden noch tiefer. Mit ihrer dunkelbraunen Haut und dem Kaftan in gedeckten Farben sieht sie aus wie alle Ältesten im Dorf. Niemand würde vermuten, dass eine Frau ihres Alters todbringend sein kann.

»Ähm ...«, räuspert sich Yemi vorne in der Ahéré, eine nicht besonders dezente Erinnerung daran, dass sie diese Prüfung bereits bestanden hat. Grinsend dreht sie ihren handgeschnitzten Stab. Sie will auch endlich erfahren, wer heute gegen sie antre-

ten soll. Die meisten Mädchen ziehen bei der Aussicht, gegen Yemi zu kämpfen, den Kopf ein, nur ich kann es kaum abwarten. Ich habe geübt und bin bereit.

Ich weiß, dass ich sie besiegen kann.

»Zélie.«

Mama Agbas schwache Stimme durchbricht die Stille. Ein kollektiver Seufzer der Erleichterung entfährt den fünfzehn Mädchen, die nicht aufgerufen wurden. Mein Name hallt durch die Ahéré mit ihren geflochtenen Schilfwänden, bis ich begreife, dass Mama Agba tatsächlich mich gewählt hat.

»Ich? Wirklich?«

Sie presst die Lippen aufeinander. »Ich kann auch eine andere nehmen ...«

»Nein!« Hastig springe ich auf und verbeuge mich. »Danke, Mama. Ich bin bereit.«

Durch ein Meer von braunen Köpfen schreite ich nach vorn. Bei jedem Schritt setze ich die nackten Füße fest auf das Schilf des Hüttenbodens, prüfe meinen Halt, damit ich diesen Kampf gewinne. Wenn ich die Prüfung bestehe, steige ich eine Stufe auf.

Am Rand der schwarzen Matte, die unseren Kampfplatz darstellt, verbeugt sich Yemi als Erste. Sie geht davon aus, dass ich es ihr nachtue, doch ihr hochmütiger Blick weckt meinen Trotz. Ihre Haltung vermittelt keinen Respekt, verspricht keinen fairen Kampf. Sie meint, ich sei ihr unterlegen, weil ich eine Divîné bin.

Sie glaubt, ich würde verlieren.

»Verbeug dich, Zélie!« Obwohl die Warnung in Mama Agbas Stimme deutlich zu hören ist, kann ich mich nicht überwinden. Ich bin Yemi so nah, dass ich nur ihr üppiges schwarzes Haar und ihre kokosnussbraune Haut sehe, so viel heller als meine. Ihr Teint hat das zarte Braun der Orïshaner, die keinen einzigen

Tag in der Sonnenglut geschuftet haben. Ein privilegiertes Leben, bezahlt vom Schweigegeld eines Vaters, den sie nie gekannt hat, ein Adliger, der seine uneheliche Tochter voller Scham in unser Dorf verbannte.

Ich drücke die Schultern nach hinten, schiebe die Brust vor und recke mich, anstatt mich zu verbeugen. Yemi hat andere Gesichtszüge als die Divînés mit ihren schneeweißen Haaren. Immer und immer wieder wurden wir gezwungen, uns Menschen zu beugen, die aussehen wie Yemi.

»Zélie, ich sage es nicht noch einmal.«

»Aber, Mama ...«

»Verbeug dich oder verlass den Ring! Du verschwendest unsere Zeit.«

Da ich keine andere Wahl habe, beiße ich die Zähne zusammen und gehorche. Yemis unerträgliches Grinsen wird noch breiter. »War das so schwer?« Provokant verneigt sie sich ein weiteres Mal. »Wenn du schon verlierst, dann mit Anstand.«

Die Mädchen unterdrücken ein Kichern, das Mama Agba mit einer forschenden Handbewegung erstickt. Böse funkele ich die anderen an, dann konzentriere ich mich auf meine Gegnerin.

Wir werden ja sehen, wer als Letzte lacht.

»Grundstellung einnehmen!«

Wir drehen uns zum Rand der Matte und befördern unsere Stäbe mit einem Fußkick hoch. Yemi kneift die Augen zusammen. Ihr Killerinstinkt kommt durch, das höhnische Grinsen verschwindet.

Uns gegenseitig niederstarrend, warten wir auf das Signal. Ich befürchte schon, dass Mama Agba es ewig hinauszögern wird, dann ruft sie endlich: »Los!«

Augenblicklich bin ich in der Defensive.

Ehe ich mir etwas überlegen kann, wirbelt Yemi mit der Ge-

schwindigkeit einer Gepardesse herum. Kurz schwingt sie ihren Stab über den Kopf, dann zielt sie auf meinen Hals. Die Mädchen hinter mir halten die Luft an, ich jedoch reagiere blitzartig.

Auch wenn Yemi geschickt ist – ich bin schneller.

Ich lehne mich weit zurück, kann ihrem Stab ausweichen. Sofort schlägt sie erneut nach mir, jetzt mit der Kraft eines Menschen, der doppelt so groß ist wie sie.

Ich springe zur Seite, rolle mich über die Matte ab. Ihr Stab trifft den Schilfboden. Sie holt Schwung für ihre nächste Attacke, aber ich bin schon wieder auf den Füßen.

»Zélie!«, warnt mich Mama Agba, doch ich brauche keine Hilfe. In einer fließenden Bewegung springe ich hoch und stoße Yemi meinen Stab entgegen, um ihren Angriff zu parieren.

Laut krachen unsere Waffen aneinander. Die Schilfwände beben. Mein Stab vibriert von dem Zusammenprall, Yemi verlagert ihr Gewicht und zielt auf meine Knie.

Ich hole Schwung, drücke mich mit dem vorderen Bein ab und schlage ein Rad. Als ich über Yemis Stab hechte, bietet sich mir erstmals die Möglichkeit, sie anzugreifen.

»Huh!«, stoße ich aus und probiere, mit dem Schwung aus der Bewegung heraus selbst einen Treffer zu setzen. *Na los ...*

Yemis Stab stoppt meinen Versuch, ehe ich richtig begonnen habe.

»Langsam, Zélie!«, ruft Mama Agba. »Du kannst jetzt nicht angreifen! Attackiere erst, wenn deine Gegnerin ungeschützt ist.«

Ich unterdrücke ein Stöhnen, nicke und mache einen Schritt nach hinten. *Du bekommst schon deine Chance*, rede ich mir ein. *Warte einfach ab ...*

»Brave Zélie!« Yemis Stimme ist so leise, dass nur ich sie wahrnehme. »Hör auf Mama Agba. Brave kleine Made!«

Da ist es, das Wort.

Dieses elende, beleidigende Schimpfwort.

Voller Häme geflüstert. Dazu dieses unerträgliche Grinsen.

Ehe ich mich beherrschen kann, stößt mein Stab zu und verfehlt Yemis Kehle nur um Haaresbreite. Das wird mir eine gehörige Tracht Prügel von Mama Agba einbringen, aber die Angst in Yemis Augen ist es mir wert.

»He!« empört schaut Yemi zu Mama Agba hinüber, doch ihr bleibt keine Zeit, sich zu beschweren. Ich wirbele meinen Stab so schnell durch die Luft, dass sie große Augen macht, und greife erneut an.

»So geht das nicht!«, protestiert Yemi und springt beiseite, damit ich nicht ihre Knie treffe. »Mama ...«

»Brauchst du etwa Hilfe?« Ich lache gehässig. »Komm, Yemi! Wenn du schon verlierst, dann mit *Stolz!*«

In ihren Augen blitzt Zorn wie bei einer angriffslustigen Löwense. Erbittert umklammert sie ihren Stab.

Jetzt beginnt der wirkliche Kampf.

Immer wieder krachen unsere Stäbe aufeinander, lassen die Wände von Mama Agbas Ahéré erbeben. Bei jedem Knall lauern wir auf eine Chance, den entscheidenden Treffer zu landen. Gerade sehe ich eine Möglichkeit, da kommt mir Yemi zuvor.

»*Argh!*«

Ich taumele rückwärts, krümme mich keuchend. Mir wird übel. Kurz habe ich Angst, dass meine Rippen gebrochen sind, aber der Schmerz in meiner Bauchgegend sagt etwas anderes.

»Schluss!«

»Nein!«, widerspreche ich Mama Agba mit heiserer Stimme. Ich zwinge mich zu atmen und richte mich an meinem Stab auf.

»Schon gut.«

Ich bin noch nicht fertig mit Yemi.

»Zélie ...«, setzt Mama Agba erneut an, doch Yemi wartet nicht ab, was sie sagen will. Blind vor Wut stürzt sie sich auf mich. Ihr Stab verfehlt meinen Kopf nur um wenige Zentimeter. Sie holt erneut aus, ich drehe mich von ihr weg. Bevor sie ihr Gewicht verlagern kann, wirbele ich herum und ramme ihr den Stab in die Brust.

»Ah!« Yemi verzieht das Gesicht vor Schmerz und Erstaunen. Sie stolpert rückwärts. Noch nie hat sie in einem Kampf bei Mama Agba einen Treffer kassiert. Sie weiß gar nicht, wie sich das anfühlt.

Bevor sie sich erholen kann, drehe ich mich geschickt und ziele auf ihren Bauch. Gerade will ich den entscheidenden Schlag setzen, da fliegen die rotbraunen Vorhänge vor dem Eingang zur Ahéré auf.

In der Tür steht Bisi. Ihre schmale Brust hebt und senkt sich hastig.

»Was ist?«, fragt Mama Agba.

Bisi treten Tränen in die Augen. »Entschuldigung«, schluchzt sie, »ich bin eingeschlafen, ich ... ich hab nicht ...«

»Heraus mit der Sprache, Kind!«

»Sie kommen!«, ruft Bisi. »Sie sind gleich da, jede Minute!«

Im ersten Moment bleibt mir die Luft weg. Wahrscheinlich geht es allen so. Die Angst lähmt uns.

Dann siegt der Lebenswille.

»Schnell!«, zischt Mama Agba. »Wir haben nicht viel Zeit!«

Ich ziehe Yemi auf die Füße. Sie schnappt immer noch nach Luft, aber ich kann mich jetzt nicht um sie kümmern. Ich sammle ihren Stab und alle übrigen ein.

In der Ahéré bricht Chaos aus. Alle laufen umher, um zu verbergen, was wir hier tun. Bunter Stoff fliegt durch die Luft, Schneiderpuppen aus Schilf werden verrückt. Hoffentlich kön-

nen wir alles rechtzeitig verstecken! Ich muss mich auf meine Aufgabe konzentrieren: die Kampfstäbe unter die Matte schieben, wo sie niemand sieht.

Als ich fertig bin, drückt mir Yemi eine hölzerne Nadel in die Hand. Ich bin gerade auf dem Weg zu dem mir zugewiesenen Platz, als die Stoffbahnen über dem Eingang erneut zurückgeschlagen werden.

»Zélie!«, brüllt Mama Agba.

Ich erstarre. Alle Augen in der Hütte richten sich auf mich. Bevor ich ein Wort herausbringe, schlägt mir Mama Agba auf den Hinterkopf. Ein Schmerz, wie nur sie ihn auslösen kann, zieht meine Wirbelsäule hinunter.

»Bleib an deinem Platz!«, maßregelt sie mich laut. »Deine Arbeit ist noch nicht beendet.«

»Mama Agba, ich ...«

Mein Puls rast. Sie beugt sich vor, in ihren Augen schimmert die Wahrheit.

Das müsste genug Ablenkung sein ...

Sie verschafft uns ein wenig Zeit.

»Es tut mir leid, Mama Agba! Bitte verzeih mir!«

»Auf deinen Platz!«

Ich verkneife mir mein Grinsen, senke zerknirscht den Kopf und schiele zu den Soldaten hinüber, die gerade hereingekommen sind. Wie die meisten Menschen in Orïsha hat der kleinere der beiden einen Teint wie Yemi: ein Braun wie von abgewetztem Leder, umrahmt von dichtem schwarzem Haar. Obwohl nur junge Mädchen in der Hütte sind, liegt seine Hand am Heft seines Schwerts. Er umklammert es fest, als würde er jeden Moment von einer aus unserer Mitte angegriffen werden.

Der andere Mann ist größer. Ernst steht er da, ungewöhnlich dunkel für einen Wachsoldaten. Ich frage mich, ob er Divîné-

Blut in den Adern hat, ob seine Haut seinen geheimen Makel verrät.

Beide Männer tragen das Wappen von König Saran deutlich sichtbar auf ihrem eisernen Brustpanzer. Beim ersten kurzen Blick auf die kunstvoll gestaltete Schneeleopardesse zieht sich mir der Magen zusammen, so furchtbar ist die Erinnerung an den Monarchen, der die zwei Soldaten geschickt hat.

Demonstrativ schmollend schleiche ich zu meiner Schneiderpuppe zurück, dabei knicken mir die Beine vor Erleichterung fast weg. Wo vorher eine Art Kampfarena war, befindet sich nun eine perfekte Schneiderei. Stoffe mit bunten Stammesmustern schmücken die Puppen vor den Mädchen, zugeschnitten und drapiert in Mama Agbas einzigartigem Stil. Seit Jahren nähren wir nun schon an den Säumen derselben Dashikis. Auch jetzt arbeiten wir schweigend vor uns hin und warten darauf, dass die Soldaten wieder verschwinden.

Mama Agba geht an den Reihen entlang und begutachtet die Arbeit ihrer Lehrlinge. Obwohl ich angespannt bin, muss ich schmunzeln, weil sie die Wachen warten lässt. Sie weigert sich schlicht, ihre unerwünschte Gegenwart zur Kenntnis zu nehmen.

»Kann ich irgendwie helfen?«, fragt sie schließlich.

»Zahntag!«, knurrt der dunklere Soldat. »Wir treiben die Steuer ein.«

Mama Agbas Gesicht sackt in sich zusammen wie die Hitze am Abend. »Ich habe meine Steuern bereits letzte Woche bezahlt.«

»Es geht nicht um die Gewerbesteuer.« Der Blick des zweiten Soldaten schweift über die Divînés mit den langen weißen Haaren. »Die Abgaben für Maden wurden erhöht. Du hast viele, also musst du nachzahlen.«

Na klar. Zähneknirschend reiße ich mich zusammen, um nicht aufzubegehren. Es reicht dem König nicht, die Divînés kleinzuhalten. Er will jeden brechen, der sie unterstützt.

Ich beiße die Zähne aufeinander und versuche, den Soldaten zu vergessen. Ich will ausblenden, wie er das Wort *Maden* ausgesprochen hat. Es interessiert ihn nicht, dass wir nie Maji sein werden, auch wenn es einst unsere Bestimmung war. In den Augen der anderen sind und bleiben wir *Maden*.

Etwas anderes werden sie nie in uns sehen.

Mama Agba presst die Lippen zu einem schmalen Strich zusammen. So viel Geld hat sie auf keinen Fall. »Die Steuer für Divînés wurde bereits letzten Mond erhöht«, gibt sie zu bedenken. »Und den Mond davor.«

Der hellere Soldat tritt vor und greift nach seinem Schwert, bereit, es beim ersten Zeichen von Aufruhr einzusetzen. »Vielleicht solltest du dir ein paar *Maden* weniger halten.«

»Vielleicht solltet ihr aufhören, uns auszupressen.«

Die Worte sind heraus, bevor ich den Mund zumachen kann. Alle halten den Atem an. Ich umklammere den Stoff meiner Schneiderpuppe so fest, dass meine Fäuste schmerzen. Mama Agba erstarrt, ihre dunklen Augen flehen mich an, still zu sein.

»Divînés bringen kaum Geld ein. Wovon soll sie diese Erhöhung bezahlen?«, frage ich. »Man kann die Steuern nicht ständig erhöhen. Wenn das so weitergeht, bleibt ihr nichts zum Leben übrig!«

Die Art und Weise, wie der Wachsoldat zu mir herüberschlenkert, macht mich unruhig. Am liebsten würde ich zu meinem Stab greifen. Wenn ich richtig träfe, könnte ich ihn mit einem Schlag von den Füßen holen; mit dem entsprechenden Schwung könnte ich seine Kehle zertrümmern.

Mir fällt auf, dass er kein normales Schwert hat. In der Scheide

funkelt eine schwarze Klinge aus einem Metall, das wertvoller ist als Gold.

Majazit.

Eine Legierung, die König Saran vor der Blutnacht in Auftrag gegeben hat, um unsere magischen Kräfte zu zerstören und sich in unsere Körper zu brennen.

Wie die schwarze Kette, die sie meiner Mutter um den Hals legten.

Ein mächtiger Maji könnte der Legierung ihre Wirksamkeit nehmen, doch die meisten von uns schwächt das seltene Metall. Ich muss zwar keine magischen Kräfte unterdrücken, dennoch verursacht mir die nahe Majazitklinge eine Gänsehaut. Der Soldat drängt mich in die Enge.

»Wäre schlauer von dir, den Mund zu halten, kleines Mädchen.«

Er hat recht. Es wäre besser. Den Mund zu halten, die Wut runterzuschlucken. Um den nächsten Tag zu erleben.

Als er sein Gesicht ganz nah an meins schiebt, muss ich mich trotzdem zusammenreißen, um ihm nicht meine Nähnadel in das glotzende braune Auge zu stoßen. Ich sollte jetzt wirklich still sein.

Vielleicht sollte er aber auch einfach sterben.

»Und von *dir* wäre es schlauer, wenn –«

Mama Agba schubst mich so heftig zur Seite, dass ich hinfalle.

»Hier«, unterbricht sie mich und drückt dem Soldaten ein paar Bronzestücke in die Hand. »Nimm die.«

»Mama! Du kannst nicht –«

Sie dreht sich mit einem Blick zu mir herum, der mich verstummen lässt. Ich schließe den Mund, rappele mich auf und verstecke mich hinter dem gemusterten Stoff meiner Schneiderpuppe.

Der Soldat zählt die klimpernden Bronzestücke auf seinem Handteller. »Das reicht nicht«, brummt er.

»Es muss reichen«, erwidert Mama Agba voller Verzweiflung. »Mehr habe ich nicht. Das ist alles.«

Hass brodelt unter meiner Haut. Das kann nicht sein. Mama Agba sollte niemanden anflehen müssen. Ich hebe den Kopf und fange den Blick des Soldaten auf. Ein Fehler. Bevor ich mich abwenden und meine Abscheu verbergen kann, packt er mich an den Haaren.

»Au!«

Der Soldat schleudert mich zu Boden. Schmerz schießt mir durch den Schädel, mir bleibt die Luft weg.

»Vielleicht hast du nicht genug Geld.« Er bohrt mir das Knie in den Rücken, macht mir das Atmen noch schwerer. »Aber du hast auf jeden Fall genug Maden.« Mit grober Hand fasst er an meinen Oberschenkel. »Mit der hier fange ich an.«

Mir wird eiskalt, ich schließe die Augen und balle die Hände zu Fäusten, damit niemand mein Zittern sieht. Ich möchte schreien und dem Kerl jeden Knochen im Körper brechen, doch dann verlässt mich der Mut. Seine Berührung löscht alles aus, was ich bin, alles, wofür ich so hart gekämpft habe.

Ich bin wieder das hilflose kleine Mädchen, dessen Mutter von Soldaten fortgeschleppt wird.

»Es reicht!«, faucht Mama Agba wie eine bullhörige Löwenesse, die ihr Junges beschützt. Sie schiebt den Wachsoldaten nach hinten und zieht mich an ihre Brust. »Ihr habt all mein Geld bekommen, mehr habe ich nicht. Jetzt verschwindet!«

Ihre kühnen Worte erzürnen den Mann. Er will sein Schwert zücken, doch sein Kamerad hält ihn zurück.

»Komm! Bis zur Dämmerung müssen wir mit dem ganzen Dorf durch sein.«

Obwohl der dunklere Soldat mit freundlicher Stimme spricht, hat er die Kiefer aufeinandergepresst. Vielleicht erkennt er in uns eine Mutter oder Schwester. Vielleicht erinnern wir ihn an jemanden, den er schützen würde.

Der hellere Soldat ist einen Moment lang so reglos, dass ich mich frage, was er als Nächstes tun wird. Schließlich nimmt er die Hand vom Schwert und durchbohrt Mama Agba stattdessen mit seinem Blick. »Bring diesen Maden bei, wie man sich benimmt«, warnt er sie. »Sonst mache ich das.«

Sein Blick wandert zu mir. Zwar tropft mir der Schweiß von der Haut, doch innerlich zittere ich. Seine Augen schweifen über meinen Körper und deuten an, was er sich nehmen würde.

Wag es nicht, möchte ich sagen, doch mein Mund ist zu trocken zum Sprechen. Stumm stehen wir da, bis die Soldaten abdrehen und die Schritte ihrer metallbesohlenen Stiefel verklingen.

Mama Agbas Widerstand erlischt wie eine vom Wind gelöschte Kerze. Haltsuchend klammert sie sich an eine Schneiderpuppe. Die todbringende Kriegerin verwandelt sich in eine zerbrechliche alte Frau.

»Mama ...«

Ich will ihr zu Hilfe eilen, doch sie schlägt meine Hand fort. »*Òdè!*«

Närrin schilt sie mich auf Yoruba, der Maji-Sprache, die seit der Blutnacht verboten ist. Ich habe unsere Sprache so lange nicht gehört, dass es einen Augenblick dauert, bis ich mich an die Bedeutung des Worts erinnere.

»Was im Namen der Götter stimmt nicht mit dir?«

Wieder sind aller Augen in der Ahéré auf mich gerichtet. Selbst die kleine Bisi starrt mich an. Wie kann Mama Agba mich so anschreien? Wieso ist es meine Schuld, wo doch die verdammten Soldaten angefangen haben?

»Ich wollte dir helfen.«

»Mir helfen?«, ruft Mama Agba. »Du weißt doch genau, dass deine Aufmüpfigkeit überhaupt nichts ändert! Wir könnten jetzt alle tot sein!«

Ich taumele zurück, überrascht von ihren harten Worten. Noch nie hat sie mich so angefahren. Nie habe ich so eine Enttäuschung in ihren Augen gesehen.

»Wenn ich nicht gegen die Schweine kämpfen darf, warum sind wir dann hier?« Meine Stimme bricht, ich schlucke die Tränen hinunter. »Wozu trainieren wir, wenn wir uns nicht wehren dürfen? Wenn wir dich nicht unterstützen können?«

»Bei den Göttern, Zélie, denk doch mal nach! Denk mal an jemand anderen als dich! Wer soll deinen Vater schützen, wenn du diese Soldaten angreifst? Wer soll sich um Tzain kümmern, wenn der König Blutzoll fordert?«

Ich öffne den Mund, um mich zu verteidigen, aber mir fällt nichts ein. Sie hat recht. Selbst wenn ich ein paar Soldaten erledigte – gegen die ganze Armee könnte ich nichts ausrichten. Früher oder später würden sie mich finden.

Früher oder später würden sie die Menschen brechen, die ich liebe.

»Mama Agba?«, piepst Bisi wie eine kleine Maus. Mit Tränen in den Augen klammert sie sich an Yemis geraffter Hose fest. »Warum hassen sie uns so?«

Eine Mattigkeit legt sich auf die alte Frau. Sie streckt die Arme nach Bisi aus. »Sie hassen dich nicht, mein Kind. Sie hassen das, was einmal aus dir werden sollte.«

Bisi vergräbt sich im Stoff von Mamas Kaftan und erstickt ihr Schluchzen zwischen den Falten. Mama Agba sieht sich unter den Mädchen um und merkt, dass alle ihre Tränen zurückhalten.

»Zélie will wissen, warum wir hier sind. Das ist eine berechnete Frage. Oft sprechen wir darüber, *wie* ihr kämpfen sollt, aber wir reden nie über das Warum.« Mama Agba setzt Bisi ab und macht Yemi ein Zeichen, ihr einen Stuhl zu bringen. »Ihr dürft nicht vergessen, dass die Welt nicht immer so war wie jetzt. Es gab eine Zeit, da musstet ihr nicht kämpfen.«

Sie lässt sich auf den Stuhl sinken. Die Mädchen scharen sich um sie und hören gespannt zu. Jeden Tag endet Mamas Unterricht mit einem Märchen oder einer Fabel, einer Lehre aus alten Zeiten. Normalerweise würde ich mich zu ihr durchdrängeln, um ja kein Wort zu verpassen, doch jetzt bleibe ich im Hintergrund. Ich schäme mich zu sehr.

Langsam und bedächtig reibt Mama Agba sich die Hände.

Trotz allem, was geschehen ist, umspielt ein schwaches Lächeln ihre Lippen, ein Lächeln, das nur diese Erzählung auf ihr Gesicht zaubert. Ich kann nicht widerstehen, schiebe ein paar Mädchen zur Seite und trete näher heran. Dies ist unsere Geschichte. Unsere Vergangenheit.

Die Wahrheit, die der König mit den Toten verscharren wollte.

»Am Anfang war Orïsha ein Land, in dem die heiligen Maji lebten. Jeder einzelne der zehn Clans war von den Göttern mit einer anderen Fähigkeit zur Herrschaft über das Land bedacht worden. Es gab Maji, die die Macht über das Wasser hatten, andere konnten das Feuer beherrschen. Einige Maji besaßen die Fähigkeit, Gedanken zu lesen, andere konnten sogar in die Zukunft sehen!«

Obwohl wir diese Legenden alle schon gehört haben – von Mama Agba oder von unseren Eltern, die nicht mehr sind –, büßen die Worte nichts von ihrer Wirkung ein. Gebannt hören wir zu, wie Mama Agba von den Maji erzählt, die die Gabe hatten zu heilen oder krank zu machen. Gebannt beugen wir uns vor,

als sie von den Maji spricht, die wilde Tiere zähmen konnten oder über Licht und Dunkelheit geboten.

»Alle Maji wurden mit weißem Haar geboren, das Zeichen des Bündnisses mit den Göttern. Sie nutzten ihre Gaben zum Wohl der Menschen von Orïsha und wurden in allen Landen verehrt. Die Götter erwählten nicht jeden zum Maji.« Mama Agba macht eine ausholende Geste. »Wenn ein neuer Maji zur Welt kam, freuten sich jedes Mal ganze Provinzen und feierten die weißen Haare. Die auserwählten Kinder verfügten erst ab ihrem dreizehnten Lebensjahr über magische Kräfte. Bevor sich ihre Gabe zeigte, wurden sie *ibawi* genannt, die Göttlichen.«

Bisi hebt lächelnd das Kinn bei der Erinnerung an die Herkunft unseres Aussehens. Mama Agba greift nach einer von Bisis weißen Locken, ein Merkmal, das uns beigebracht wurde zu verstecken.

»Die Maji stiegen an die Spitze von Orïsha und wurden die erste Könige und Königinnen. Zu jener Zeit kannte man nur Frieden, doch er war nicht von langer Dauer. Die Mächtigen begannen, ihre Gaben zu missbrauchen. Zur Strafe nahmen die Götter ihnen die Magie. Als sie aus ihrem Blut schwand, verloren sie als Zeichen ihrer Schande die weißen Haare. Langsam verwandelte sich die Ehrfurcht vor den Maji in Angst. Aus Angst wurde Hass. Der Hass äußerte sich in Gewaltausbrüchen und gipfelte in dem Wahn, alle Maji auszulöschen.«

Das Echo von Mama Agbas Worten hallt durch die Hütte. Jeder weiß, wie die Geschichte weitergeht: mit der Nacht, von der wir nie sprechen, die wir jedoch nie vergessen können.

»Bis zu jener Nacht konnten die Maji überleben, weil sie ihre Kräfte zu ihrer eigenen Verteidigung einsetzten. Doch vor elf Jahren kam das Ende. Nur die Götter kennen den Grund.«

Mama Agba schließt die Augen und seufzt schwer. »Bis dahin blühte die Magie. Am nächsten Tag war sie tot.«

Nur die Götter kennen den Grund?

Aus Respekt vor Mama Agba verkneife ich mir die Nachfrage. Sie spricht wie alle Erwachsenen, die die Blutnacht überlebt haben: resigniert. Als hätten die Götter uns die magischen Fähigkeiten genommen, um uns zu bestrafen, oder als hätten sie es sich einfach anders überlegt.

Tief in mir kenne ich die Wahrheit. Ich wusste es von dem Moment an, als ich Mama in Ketten sah, als sie mit den anderen Maji von Ibadan in dem toten Baum hing. Mit unserer Magie sind die Götter verschwunden.

Sie kehren nicht wieder zurück.

»In jener schicksalhaften Nacht kannte König Saran kein Erbarmen«, fährt Mama Agba fort. »Er nutzte die Hilflosigkeit der Maji und schlug zu.«

Ich schließe die Augen und kämpfe gegen die Tränen. Die Kette, die sie Mama um den Hals legten. Das Blut, das auf den Boden tropfte.

Die stummen Erinnerungen an jene Nacht erfüllen die Schilfhütte mit Trauer.

Damals verloren alle Kinder die Maji in ihren Familien.

Seufzend steht Mama Agba auf und versucht, ihre Kräfte zu sammeln, um wieder die zu sein, die wir kennen. Wie ein General, der seine Truppen inspiziert, betrachtet sie jede einzelne von uns.

»Jedem Mädchen, das es lernen will, zeige ich den Umgang mit dem Stab, denn in dieser Welt wird es immer Männer geben, die euch nichts Gutes wollen. Angefangen habe ich mit dieser Ausbildung für die Divînés, die Kinder der gefallenen Maji. Auch wenn ihr keine Maji mehr werden könnt – der Hass und

die Gewalt gegen euch werden bleiben. Deshalb seid ihr hier. Deshalb trainieren wir.«

Mit einer raschen Handbewegung fährt Mama ihren eigenen Stab aus und schlägt damit auf den Boden. »Eure Gegner haben Schwerter. Warum zeige ich euch die Kunst des Stabkampfs?«

Wir wiederholen das Mantra, das Mama Agba uns immer wieder aufsagen lässt: »Er verteidigt statt zu verletzen, er verletzt statt zu verstümmeln, er verstümmelt statt zu töten – der Stab bewahrt.«

»Ich lehre euch, Kriegerinnen im Garten zu sein, damit ihr nie Gärtnerinnen im Krieg werden müsst. Ich gebe euch die Kraft zu kämpfen, doch ihr alle müsst die Kraft der Zurückhaltung lernen.« Mit durchgedrückten Schultern wendet sie sich an mich. »Ihr müsst denen helfen, die sich nicht verteidigen können. Das ist die Pflicht des Stabs.«

Die Mädchen nicken, ich schaue zu Boden. Wieder einmal habe ich alles falsch gemacht. Wieder habe ich die anderen enttäuscht.

»Gut«, seufzt Mama Agba. »Das reicht für heute. Sucht eure Sachen zusammen. Morgen machen wir da weiter, wo wir heute aufgehört haben.«

Die Mädchen verlassen die Hütte, können es nicht erwarten. Auch ich will gehen, doch Mama Agbas faltige Hand greift nach meiner Schulter.

»Mama ...«

»Schweig!«, befiehlt sie. Das letzte Mädchen wirft mir einen mitleidigen Blick zu. Die anderen klopfen sich auf den Hintern, um mir zu zeigen, wie viele Schläge ich bekommen werde.

Zwanzig, weil ich die Regeln verletzt habe. Fünfzig, weil ich unaufgefordert gesprochen habe. Hundert, weil wir fast alle getötet worden wären ...

Nein. Selbst hundert Schläge wären dafür zu mild.

Ich unterdrücke ein Seufzen und wappne mich für den Schmerz. *Es ist schnell vorbei*, rede ich mir ein. *Es ist vorbei, bevor es ...*

»Setz dich, Zélie!«

Mama Agba reicht mir eine Tasse Tee und schenkt sich ebenfalls eine ein. Der süße Duft zieht mir in die Nase, die Tasse wärmt meine Hände.

Ich runzele die Stirn. »Ist der vergiftet?«

Mama Agbas Mundwinkel zucken, doch sie verbirgt ihre Belustigung hinter einer strengen Miene. Ich verstecke mein Gesicht hinter der Teetasse und genieße den schwachen Honiggeschmack auf der Zunge. Ich drehe die Tasse in den Händen und betaste die silbern schimmernden Perlen am Rand. Mama hatte auch so eine Tasse. Deren Perlen trugen die Lavendelfarben von Oya, der Göttin von Leben und Tod.

Kurz lenkt mich die Erinnerung von Mama Agbas Enttäuschung ab, doch als der Geschmack des Tees verfliegt, kehren die bitteren Schuldgefühle zurück. So etwas wie eben muss sie sich nicht gefallen lassen. Schon gar nicht von mir.

»Es tut mir leid.« Ich streiche über die Perlen an der Tasse, um nicht aufsehen zu müssen. »Ich weiß ... ich weiß, dass ich es dir nicht leichtmache.«

Wie Yemi ist Mama Agba eine Kosidán, eine Orïshanerin ohne magische Fähigkeiten. Vor der Blutnacht dachte man, die Götter würden bestimmen, wer als Divîné geboren wird und wer nicht. Da es nun keine Magie mehr gibt, verstehe ich nicht, warum die Unterscheidung noch wichtig ist.

Weil Mama Agba nicht die weißen Haare der Divînés hat, würde sie unter den Orïshanern nicht auffallen und von den Wachsoldaten auch nicht drangsaliert werden. Wenn sie nichts

mit uns zu tun hätte, würde sie keinen Ärger wegen der Steuern haben. Ein Teil von mir wünscht sich, sie würde uns unserem Schicksal überlassen und sich den Ärger ersparen. Mit ihren Fähigkeiten als Schneiderin könnte sie wahrscheinlich ein Geschäft eröffnen und gutes Geld verdienen, statt hohe Steuern zu zahlen.

»Du bekommst immer mehr Ähnlichkeit mit ihr, weißt du das?« Mama Agba trinkt einen kleinen Schluck Tee und lächelt. »Wenn du dich aufregst, ist die Ähnlichkeit wirklich erschreckend. Du hast ihre Wut geerbt.«

Mir fällt die Kinnlade hinunter; sie spricht nicht oft über die, die wir verloren haben. Das tun nur wenige.

Ich verberge meine Überraschung mit einem weiteren Schluck und nicke. »Ich weiß.«

Ich kann mich nicht erinnern, wann es anfang, doch ich merkte es am stärksten an Baba. Er schaute mir nicht mehr in die Augen, konnte mich nicht ansehen, ohne an seine ermordete Frau zu denken.

»Das ist gut.« Mama Agbas Lächeln wird zu einem Stirnrunzeln. »In der Blutnacht warst du noch ein Kind. Ich dachte, du hättest es vergessen.«

»Könnte ich selbst dann nicht, wenn ich wollte.« Mama hatte ein Gesicht wie die Sonne. An dieses Gesicht versuche ich mich immer zu erinnern.

Nicht an die Leiche, der das Blut am Hals hinabließ.

»Ich weiß, dass du für sie kämpfst.« Mama Agba fährt mir durch die weißen Haare. »Aber der König ist erbarmungslos, Zélie. Eher lässt er all seine Untertanen abschlachten, als Widerspruch von Divînés zu ertragen. Wenn dein Gegner keine Ehre besitzt, musst du mit anderen Mitteln kämpfen, geschickter.«

»Zum Beispiel, indem ich ihm eins überbrachte?«

Mama Agba schmunzelt. Die Haut um ihre mahagonibraunen Augen legt sich in Falten. »Versprich mir einfach, dass du vorsichtig bist. Dass du den richtigen Moment abwartest.«

Ich nehme Mama Agbas Hand und verneige mich tief, um ihr meinen Respekt zu bezeugen. »Ich verspreche es, Mama. Ich enttäusche dich nicht noch einmal.«

»Gut. Ich habe nämlich etwas, das ich dir zeigen will. Und das will ich nicht bereuen.«

Sie greift in ihren Kaftan und holt eine schlanke schwarze Stange hervor, die sie ausschlägt. Ein glänzender Metallstab schießt heraus. Ich springe zurück.

»Ihr lieben Götter!«, stoße ich aus und muss mich zurückhalten, um nicht nach dem Meisterstück zu greifen. Uralte Symbole zieren das schwarze Metall, erinnern an Lektionen, die Mama Agba uns lehrte. Wie magisch angezogen, fällt mein Blick als Erstes auf das Akofena, die gekreuzten Schwerter, das Zeichen des Kriegs. *Mut kann im Verborgenen wachsen*, sagte sie damals. *Tapferkeit in der Dunkelheit erblühen*. Meine Augen schweifen zum Akoma daneben, das Herz von Geduld und Toleranz. Ich bin mir fast sicher, dass ich damals Schläge kassierte.

Jedes Symbol erinnert mich an eine andere Lektion, eine andere Geschichte, eine andere Weisheit. Gespannt schaue ich Mama an. Will sie mir den Stab schenken oder mich damit verprügeln?

»Hier.« Sie legt mir das glatte Metall in die Hand. Sofort spüre ich seine Kraft. Ein Eisenkern, so schwer, dass er Schädel zertrümmern kann.

»Wirklich?«

Mama nickt. »Du hast heute wie eine Kriegerin gekämpft. Hast dir den Aufstieg verdient.«

Ich erhebe mich, um den Stab in den Händen zu drehen und

seine Kraft zu bestaunen. Das Metall zischt durch die Luft wie ein Messer, tödlicher als jeder Eichenstab, den ich je geschnitzt habe.

»Weißt du noch, was ich zu dir gesagt habe, als wir mit der Ausbildung begannen?«

Ich nicke und ahme Mama Agbas monotone Stimme nach: »Wenn du Kämpfe mit Soldaten provozierst, solltest du besser lernen, wie man gewinnt.«

Sie gibt mir einen Schlag auf den Hinterkopf, muss aber gleichzeitig aus vollem Hals lachen. Ich reiche ihr den Stab, sie rammt ihn in den Boden. Die Waffe wird wieder zu einem kleinen Metallstock.

»Du weißt, wie man gewinnt«, sagt sie. »Achte nur darauf, dass du den richtigen Zeitpunkt zum Kämpfen erkennst.«

Stolz und Schmerz ringen in meiner Brust, als Mama Agba mir den Stab wieder in die Hände legt. Weil ich meiner Stimme nicht traue, schlinge ich die Arme um ihre Taille und atme ihren vertrauten Geruch von frisch gewaschenem Stoff und süßem Tee ein.

Zuerst erstarrt sie, dann erwidert sie meine Umarmung und verdrängt den Schmerz. Sie löst sich von mir, um noch etwas zu sagen, hält aber inne, als die Öffnung der Ahéré erneut auffliegt.

Ich greife zu meinem Metallstab, will ihn zu voller Länge ausschlagen. In dem Moment erkenne ich meinen älteren Bruder Tzain auf der Schwelle. Seine beeindruckende Präsenz lässt die Schilfhütte schrumpfen. Sehnen zeichnen sich auf seiner dunklen Haut ab, die Muskeln treten hervor. Schweiß rinnt ihm aus den schwarzen Haaren auf die Stirn. Sein Blick fängt meinen auf, und Panik steigt in mich auf.

»Es ist was mit Baba.«

KAPITEL 2



ZÉLIE

Diese Worte wollte ich niemals hören müssen.
Es ist was mit Baba heißt, es ist vorbei.

Es ist was mit Baba heißt, er ist verletzt – oder noch Schlimmeres ...

Nein. Ich verbiete mir diese Gedanken, während wir über die Holzplanken des Händlerviertels hasten. *Es geht ihm gut*, rede ich mir ein. *Egal, was ist, er lebt.*

Unser Dorf Ilorin steht mit der Sonne auf. Jeden Morgen bringt sie Leben in die Siedlung im Meer. Wellen brechen sich an den Holzpfählen, die Ilorin tragen. Die Gischt benetzt unsere Füße. Wie eine im wässrigen Netz des Meeres sitzende Spinne ruht unser Dorf auf acht Holzbeinen, die sich in der Mitte treffen. Genau dorthin laufen wir jetzt. Dort ist Baba.

»Achtung!«, ruft eine Kosidánfrau, als ich ihr im Vorbeirennen fast einen Korb mit Kochbananen von den schwarzen Haaren reiße. Wenn sie wüsste, dass meine Welt gerade aus den Fugen gerät, hätte sie vielleicht Verständnis.

»Was ist passiert?«, stoße ich atemlos aus.

»Keine Ahnung«, keucht mein Bruder. »Ndulu hat mich beim Agbön-Training gesucht, weil Baba angeblich Ärger hatte. Ich war auf dem Weg nach Hause, aber Yemi hat mir erzählt, du hättest Probleme mit den Wachsoldaten?«

Oh, ihr Götter, was ist, wenn es der Soldat aus Mama Agbas

Hütte ist? Während wir uns an den Marktfrauen und Handwerkern vorbeischlängeln, die die hölzernen Gehsteige bevölkern, beschleicht mich kalte Angst. Der Soldat, der es auf mich abgesehen hatte, könnte sich anschließend Baba vorgeknöpft haben. Und als Nächstes wird er ...

»Zélie!« Tzains Stimme hat einen scharfen Unterton, der mir verrät, dass er mich nicht zum ersten Mal anspricht. »Warum hast du ihn zu Hause allein gelassen? Du solltest auf ihn aufpassen!«

»Heute war der entscheidende Kampf! Wenn ich den verpasst hätte –«

»Verdammt nochmal, Zél!« Tzain schimpft so laut, dass sich einige Dorfbewohner umdrehen. »Ist das dein Ernst? Du hast Baba wegen deines albernen Stocks im Stich gelassen?«

»Das ist kein alberner Stock, das ist eine Waffe«, gifte ich zurück. »Und ich habe Baba nicht im Stich gelassen. Er hat noch geschlafen. Er brauchte Ruhe. Außerdem bin ich schon die ganze Woche zu Hause geblieben –«

»So wie ich die Woche davor!« Mit seinen gestählten Muskeln springt Tzain über ein krabbelndes Kleinkind hinweg. Ein Kosidán-Mädchen lächelt ihn an, hofft, dass er sie bemerkt. Selbst jetzt reagieren die Dorfbewohner auf Tzain wie auf einen Magneten, der ihnen den Weg nach Hause weist. Ich brauche niemandem auszuweichen – ein Blick auf meine weißen Haare, und die Leute meiden mich wie eine ansteckende Krankheit.

»Bis zu den Spielen von Orisha sind es noch zwei Monde«, sagt Tzain. »Du weißt, was wir uns leisten könnten, wenn ich den Preis gewinne. Solange ich trainiere, musst du bei Baba bleiben. Was ist daran so schwer zu verstehen, verdammt nochmal?«

Vor dem schwimmenden Markt im Zentrum von Ilorin

kommt Tzain schlitternd zum Stehen. Innerhalb eines Stegs aus Holzplanken, der im Viereck verläuft, feilschen die Dorfbewohner in runden Booten aus Kokosnussholz auf dem wogenden Meer. Wenn der tägliche Handel noch nicht angefangen hätte, könnten wir über die Nachtbrücke zu unserer Hütte im Fischerviertel laufen. Doch heute hat der Markt früh begonnen, die Brücke ist schon abgebaut. Wir müssen außenrum laufen.

Mit der Schnelligkeit eines Agbön-Spielers prescht Tzain über den Holzsteg. Ich folge ihm langsamer, bleibe irgendwann stehen und werfe einen Blick auf die Kokosnusssboote.

Kaufleute und Fischer treiben regen Handel, tauschen frische Früchte gegen die besten Exemplare des Tagesfangs. In guten Zeiten ist man großzügig – dann gibt sich jeder mit ein bisschen weniger zufrieden und gönnt dem anderen ein wenig mehr. Heute jedoch sind alle kleinlich, verlangen Bronze- und Silberstücke statt Fische und Versprechen.

Heute ist Zahltag ...

Das erbärmliche Gesicht des Wachsoldaten erscheint vor meinem inneren Auge, ich spüre noch seinen Griff an meinem Oberschenkel. Die Erinnerung an seinen lauernden Blick macht mir Beine. Ich springe in das erste Boot.

»Was soll das, Zélie!«, schreit Kana, die Gärtnerin von Ilorin. Schützend legt sie den Arm über ihre kostbaren Früchte. Dann rückt sie ihr Kopftuch zurecht und sieht mir vorwurfsvoll nach, während ich auf ein anderes Holzboot hüpfte, das nur so vor blauen Mondfischen wimmelt.

»'tschuldigung!«

Wie ein Rotnasenfroschel springe ich von Boot zu Boot und entschuldige mich immer wieder. Kaum habe ich den Holzsteg am Fischmarkt erreicht, lege ich mich noch mehr ins Zeug. Es fühlt sich gut an, die Planken unter den Füßen zu spüren. Ich

habe zwar Vorsprung auf Tzain, aber darauf ruhe ich mich nicht aus. Ich will als Erste bei Baba sein. Wenn es schlimm ist, muss ich Tzain vorwarnen.

Wenn Baba tot sein sollte ...

Der Gedanke macht meine Beine bleischwer. Er kann nicht tot sein. Die Sonne ist noch nicht lange am Himmel; eigentlich müssten wir unser Boot packen und hinaussegeln. Aber bis wir unsere Netze ausgeworfen haben, sind die besten Fische längst gefangen. Wenn Baba nicht mehr da ist, wer wird mir dann Vorwürfe machen?

Ich überlege, wie er heute Morgen aussah, als ich aufbrach. Er schlief in unserer leeren Ahéré. Selbst da wirkte er ausgezehrt, als würde ihm auch der längste Schlaf keine Erholung schenken. Ich hatte gehofft, dass er erst bei meiner Rückkehr aufwachen würde, hätte es aber besser wissen müssen. Er muss ganz allein mit seinem Schmerz, seiner Reue zurechtkommen ...

Und mit mir.

Mit mir und meinen dummen Fehlern.

Als ich die Menschen sehe, die sich vor unserer Ahéré versammelt haben, komme ich stolpernd zum Stehen. Sie versperren den Blick aufs Meer, rufen und zeigen auf etwas, das ich nicht sehen kann. Noch ehe ich mich durchboxe, bahnt sich Tzain seinen Weg durch die Menge. Endlich bildet sich eine Lücke, und ich kann hindurchsehen. Mein Herz setzt aus.

Draußen auf dem Meer treibt ein Mann. Er schlägt wild um sich, paddelt verzweifelt, um nicht unterzugehen. Mächtige Wellen schlagen über seinem Kopf zusammen und drücken ihn unter Wasser. Mit schwacher, erstickter Stimme ruft er um Hilfe. Diese Stimme würde ich immer und überall erkennen.

Es ist die meines Vaters.

Zwei Fischer rudern hektisch in ihren Kokosnussbooten auf

ihn zu. Doch die Wellen tragen sie immer wieder zurück. Sie werden ihn nicht rechtzeitig erreichen.

»Nein!«, schreie ich entsetzt, als Baba von der Strömung nach unten gezogen wird. Ich warte, dass sein Kopf wieder auftaucht, doch nichts geschieht. Wir sind zu spät.

Baba ist weg.

Es trifft mich wie ein Schlag in die Brust. An den Kopf. Ins Herz.

Ich bekomme keine Luft mehr. Ich habe vergessen, wie man atmet.

Nur mühsam kann ich mich auf den Beinen halten. Ich schreie. Tzain hingegen reagiert sofort. Mit einem Satz springt er ins Wasser und pflügt mit der Kraft eines zweizackigen Hais durch die Wogen.

Mein Bruder schwimmt wie im Rausch. So etwas habe ich noch nicht gesehen. Innerhalb kürzester Zeit hat er die beiden Boote eingeholt. Wenige Herzschläge später erreicht er die Stelle, wo Baba untergegangen ist.

Tzain taucht. Meine Brust zieht sich so stark zusammen, dass es sich anfühlt, als würden meine Rippen brechen. Mit leeren Händen taucht mein Bruder wieder auf.

Kein Baba.

Prustend holt er Luft und taucht erneut unter, schlägt kräftiger mit den Beinen. Die Momente, in denen er verschwunden ist, werden zu einer Ewigkeit. Oh, ihr Götter ...

Ich könnte alle beide verlieren.

»Bitte!«, hauche ich mit starrem Blick auf den Punkt, wo Tzain und Baba verschwunden sind. »Komm zurück!«

Diese Worte habe ich schon einmal geflüstert.

Als Kind musste ich miterleben, wie Baba Tzain aus den Tiefen eines Sees rettete. Er befreite seinen Sohn von dem Tang, der

ihn unter Wasser festhielt. An Land versuchte Baba wieder und wieder, die schmale Brust zum Atmen zu bringen. Er konnte Tzain nicht helfen, doch Mama rettete ihn mit ihrer Magie. Dafür setzte sie ihr eigenes Leben aufs Spiel. Gegen alle Maji-Gesetze rief sie die verbotenen Kräfte in ihrem Blut an. Wie einen Kokon wob sie ihre Beschwörungen um Tzain und zog ihn mit der Magie der Toten ins Leben zurück.

Jeden Tag wünsche ich mir, Mama wäre noch da, doch niemals stärker als in diesem Moment. Wenn die magische Kraft, die durch ihr Blut rauschte, doch auch in meinem Körper wäre!

Wie gerne würde ich Tzain und Baba zurückholen!

»Bitte!« Entgegen all meinen Überzeugungen schließe ich die Augen und bete, genau wie damals. Wenn es auch nur eine Gottheit gibt, dann muss sie mich jetzt hören.

»Bitte!« Tränen sickern aus meinen Augenlidern. Die Hoffnung in meiner Brust schrumpft. »Bring sie zurück! Bitte, Oya, nimm sie mir nicht auch noch –«

Ein Geräusch unterbricht mein Flehen.

Ich reiße die Augen auf. Tzain durchbricht die Wasseroberfläche, Babas Körper im Arm. Baba hustet. Er scheint den halben Ozean auszuspucken, aber er lebt.

Er lebt!

Ich sinke auf die Knie, falle fast der Länge nach auf die Planken.

Oh, ihr Götter ...

Die Sonne ist kaum aufgegangen, und ich habe bereits zwei Leben in Gefahr gebracht.



Sechs Minuten.

Sechs Minuten hat Baba draußen gegen die Wellen gekämpft.

So lange hat er sich gegen die Strömung gewehrt, hat seine Lunge nach Luft gerungen.

In der Stille unserer leeren Ahéré bekomme ich die Zahl einfach nicht aus dem Kopf. So wie Baba zittert, haben ihn diese sechs Minuten zehn Jahre seines Lebens gekostet.

Es hätte nie so weit kommen dürfen. Eigentlich würde ich jetzt mit Baba den morgendlichen Fang säubern. Tzain käme vom Agbön-Training zurück und würde mithelfen.

Stattdessen betrachtet mein Bruder unseren Vater mit verschränkten Armen, zu wütend, um in meine Richtung zu schauen. Im Moment ist Nailah die Einzige, die zu mir hält. Unsere treue Löwenesse, die ich als verletztes Jungtier selbst großgezogen habe. Inzwischen ausgewachsen, überragt mich mein Rittling um einiges. Im Stehen reicht Nailah Tzain bis zum Hals. Hinter ihren Ohren ragen zwei kräftige Hörner hervor, die gerade gefährlich kurz davor sind, unsere Schilfwände zu durchbohren. Ich strecke die Hand aus. Sofort senkt Nailah ihren mächtigen Kopf, immer darauf achtend, dass ihre großen Reißzähne niemanden verletzen. Ich kraule ihre Schnauze, sie schnurrt. Wenigstens eine, die nicht böse auf mich ist.

»Was ist passiert, Baba?«

Tzains raue Stimme durchbricht das Schweigen. Wir warten auf die Antwort, doch Babas Gesicht ist ausdruckslos. Er starrt mit einer Leere vor sich hin, die mir im Herzen weh tut.

»Baba?« Tzain beugt sich vor, um unserem Vater in die Augen zu sehen. »Weißt du noch, was geschehen ist?«

Baba zieht die Decke enger um sich. »Ich musste fischen gehen.«

»Aber du sollst doch nicht allein raus!«, rufe ich.

Er zuckt zusammen. Tzain funkelt mich böse an, eine Mahnung, mich zurückzuhalten. »Deine Ohnmachten werden immer schlimmer«, setze ich vorsichtig nach. »Warum hast du nicht gewartet, bis ich wieder da bin?«

»Keine Zeit.« Baba schüttelt den Kopf. »Die Wachsoldaten waren da. Ich musste zahlen.«

»Was?« Tzain runzelt die Stirn. »Warum? Ich habe doch letzte Woche gezahlt.«

»Eine neue Steuer auf Divînés.« Ich umklammere den gerafften Stoff meiner Hose, spüre dort noch immer die Berührung des Soldaten. »Sie waren auch bei Mama Agba. Wahrscheinlich in jedem Divîné-Haus in Ilorin.«

Tzain drückt die Fäuste gegen die Stirn, als wolle er seinen Schädel zermalmen. Er würde gerne glauben, dass uns nichts passiert, solange wir uns an die Gesetze des Königs halten, doch uns kann nichts schützen, solange diese Vorschriften allein auf Hass gründen.

Die Schuldgefühle kommen wieder hoch. Sie bedrängen mich, setzen sich in meiner Brust fest. Wenn ich keine Divîné wäre, müsste niemand leiden. Wenn Mama keine Maji gewesen wäre, würde sie heute noch leben.

Ich fahre mir mit den Fingern durch die Haare und reiße dabei versehentlich einige Strähnen aus. Ich überlege, sie mir komplett abzuschneiden, doch selbst dann würde mein Maji-Erbe der Untergang unserer Familie sein. Wir sind das Volk, das die Gefängnisse füllt, das vom Königreich als Zwangsarbeiter missbraucht wird. Das Volk, das die Bewohner von Orîsha aus ihren Gesichtszügen verbannen möchten. Sie ächten uns, als wären weißes Haar und frühere magische Kräfte ein gesellschaftlicher Makel.

Mama erzählte immer, dass weißes Haar einmal das Zeichen

der Mächte von Himmel und Erde gewesen sei. Es kündete von Schönheit, Tugend und Liebe und zeigte, dass wir von den Göttern gesegnet waren. Doch dann änderte sich alles, und plötzlich galt Magie als Verbrechen. Unsere Abstammung wurde zu einer Last und einer Gefahr.

Diese Grausamkeit habe ich akzeptieren müssen, doch wenn ich sehe, dass Tzain oder Baba Schmerzen zugefügt werden, werden meine Schuldgefühle unerträglich. Baba hustet immer noch Salzwasser aus. Wir müssen uns schnell überlegen, wie wir das Geld für die Steuer aufbringen wollen.

»Was ist mit dem Speerfisch?«, fragt Tzain. »Können wir nicht damit bezahlen?«

Ich gehe in den hinteren Bereich der Hütte und öffne eine kleine eiserne Kiste. In kühlem Meerwasser liegt der rotflockige Speerfisch, den wir gestern gefangen haben. Seine schimmernden Schuppen versprechen erstklassigen Geschmack. Ein seltener Fang im Warri-Meer, viel zu wertvoll, um ihn selbst zu essen. Wenn die Wachsoldaten ihn annähmen ...

»Sie wollten nicht mit Fisch bezahlt werden«, brummt Baba. »Sie verlangten Bronzestücke. Silber.« Er massiert sich die Schläfe, als wollte er die ganze Welt verschwinden lassen. »Sie sagten, ich sollte das Geld besorgen, sonst würden sie Zélie ins Lager stecken.«

Mir gefriert das Blut in den Adern. Schnell wende ich mich ab, kann meine Angst nicht verhehlen. Die Straflager versorgen das Königreich mit Arbeitern. Sie werden von der Armee des Königs kommandiert und überall in Orïsha eingesetzt. Wenn jemand seine Steuern nicht bezahlen kann, muss er seine Schulden abarbeiten. Die Lagerinsassen schufteten Tag und Nacht. Sie errichteten Paläste, verlegten Straßen, bauen Kohle ab und vieles mehr.

Dieses System hat in Orïsha einst gut funktioniert, doch seit der Blutnacht ist es nicht mehr als eine öffentlich sanktionierte Todesstrafe. Eine Möglichkeit, um meinesgleichen unter Kontrolle zu halten, auch wenn die Monarchie dafür nie eine Ausrede gebraucht hat. Da alle Divînés durch die Blutnacht zu Waisen oder Halbwaisen wurden, können wir die hohen Steuern nicht zahlen. Wir sind die wahre Zielscheibe jeder Steuererhöhung.

Verflucht! Ich reiße mich zusammen, um meine Furcht nicht zu zeigen. Wenn ich ins Straflager gesteckt werde, komme ich nie mehr heraus. Niemandem ist je die Flucht gelungen. Vermeyntlich muss man dort nur so lange arbeiten, bis die Schulden abbezahlt sind, doch da die Steuern ständig erhöht werden, gibt es keinen Ausweg. Ausgehungert, geschlagen und malträtiert, werden die Divînés wie Vieh behandelt und gezwungen, so lange zu schufteln, bis ihr Körper kapituliert. Sie sind die Sklaven des Königreichs.

Ich stecke die Hände in das kalte Meerwasser, um meine Nerven zu beruhigen. Baba und Tzain dürfen nicht wissen, wie viel Angst ich in Wirklichkeit habe. Das würde es nur schlimmer machen. Meine Finger fangen an zu zittern. Ich weiß nicht, ob es an der Kälte oder an meiner Furcht liegt. Wie ist es so weit gekommen? Wann ist es so schlimm geworden?

»Nein«, flüstere ich vor mich hin.

Das sind die falschen Fragen.

Es ist uninteressant, wann es war. Ich sollte mich eher fragen, warum ich mir eingebildet habe, es könne besser werden.

Ich schaue hinüber zu der schwarzen Calla, die im netzverhängten Fenster unserer Hütte steht. Sie ist die einzige lebende Verbindung zu Mama, die mir geblieben ist. Sie hat zu Ehren ihrer Mutter immer Calla-Lilien in das Fenster unseres ehemali-

gen Hauses im Dorf Ibadan gestellt, als Andenken der Maji an die Toten.

Wenn ich die Blume betrachte, denke ich meistens an das breite Lächeln auf Mamas Lippen, wenn sie den zimtigen Geruch der Blüte einatmete. Heute sehe ich in den verwelkten Blättern nur die schwarze Majazitkette, die anstelle von Mamas Goldamulett um ihren Hals lag.

Auch wenn diese Erinnerung elf Jahre alt ist, sehe ich sie deutlicher vor mir als alles um mich herum.

Das war die Nacht, in der sich unser Leben änderte. Die Nacht, in der König Saran die Angehörigen meines Volks aufhängen ließ, damit es die ganze Welt sah. Eine Kriegserklärung an die Maji von heute und morgen. Die Nacht, als die Magie starb.

Die Nacht, in der wir alles verloren.

Baba erschauert. Ich eile zu ihm und lege ihm die Hand auf den Rücken, damit er nicht umkippt. In seinem Blick liegt keine Wut, sondern Resignation. Er klammert sich an seine dünne Decke, und ich wünsche mir, wieder den Krieger zu sehen, der er in meiner Kindheit war. Vor der Blutnacht konnte er sich mit einem Jagdmesser drei bewaffnete Männer vom Hals halten. Nach den Schlägen, die er in jener Nacht bekam, dauerte es fünf Monde, ehe er überhaupt wieder sprechen konnte.

Diese Nacht hat ihn gebrochen. Sein Herz wurde zermalmt, seine Seele zertrümmert. Vielleicht hätte er sich erholt, wenn er beim Aufwachen nicht Mamas Leiche in schwarzen Ketten gesehen hätte.

Seitdem ist er nicht mehr derselbe.

»Los«, seufzt Tzain, immer auf der Suche nach einem Hoffnungsschimmer, »fahren wir mit dem Boot raus. Wenn wir jetzt aufbrechen –«

»Sinnlos«, unterbreche ich ihn. »Du hast doch gesehen, was auf dem Markt los war. Jeder versucht verzweifelt, das Geld für die Steuern aufzubringen. Selbst wenn wir etwas fangen ... Die Leute haben kein Geld mehr übrig.«

»Und wir haben kein Boot«, murmelt Baba. »Habe ich heute Morgen verloren.«

»Was?« Mir war noch nicht aufgefallen, dass draußen kein Boot vertäut ist. Hilfesuchend sehe ich Tzain an, vielleicht fällt ihm etwas ein, doch er sinkt mutlos auf den Schilfboden.

Wir sind erledigt ... Ich lehne mich gegen die Wand und schließe die Augen.

Kein Boot, kein Geld.

Keine Möglichkeit, dem Lager zu entkommen.

Die Erkenntnis macht sich zwischen uns breit. Schweres Schweigen legt sich auf unsere Ahéré. Vielleicht werde ich ja im Palast eingesetzt. Dann könnte ich wenigstens die Reste von der königlichen Tafel essen.

Verwöhnte Adelige zu bedienen wäre immer noch besser, als Kohlenstaub in den Minen von Calabrar einzuatmen oder an anderen furchtbaren Orten zu schuften, wo Divînés eingesetzt werden. Soweit ich gehört habe, ist die Arbeit in den verborgenen Bordellen nicht einmal das Schlimmste, wozu man von den Treibern gezwungen werden kann.

Tzain rührt sich. Ich kenne ihn. Er wird anbieten, für mich einzuspringen. Ich will schon protestieren, da bringt mich der Gedanke an die Arbeit im Königspalast auf eine Idee.

»Was ist mit Lagos?«, frage ich.

»Willst du dich dort verstecken?«

»Nein, ich will nicht fliehen.« Ich schüttele den Kopf. »Aber auf dem Markt von Lagos sind immer viele Adelige. Ich könnte den Speerfisch dort verkaufen.«

Bevor jemand meinen genialen Einfall kommentiert, hole ich mir Pergament und laufe zur Kiste hinüber. »Da kann ich die Steuern für drei Monde einnehmen! Und genug Geld für ein neues Boot.« Dann könnte sich Tzain auf die Agbön-Spiele konzentrieren und Baba endlich wieder zu Kräften kommen. Ich würde meinen Beitrag leisten. Ich lächele in mich hinein. Endlich mache ich etwas richtig.

»Du gehst nicht nach Lagos.« Babas müde Stimme durchbricht meine Gedanken. »Das ist zu gefährlich für eine Divîné.«

»Gefährlicher als das Lager?«, gebe ich zurück. »Denn da lande ich, wenn wir nichts tun.«

»Ich reite nach Lagos«, ruft Tzain.

»Nein, tust du nicht.« Ich stecke den eingeschlagenen Speerfisch in mein Bündel. »Du kannst nicht gut feilschen. Dabei würde nichts herauskommen.«

»Vielleicht hole ich weniger Geld heraus, aber ich kann mich selbst schützen.«

»Das kann ich auch.« Ich schwenke Mama Agbas Metallstab und verstaue ihn ebenfalls in meinem Bündel.

»Bitte, Baba!« Tzain will mich beiseiteschieben. »Wenn Zél geht, macht sie Dummheiten.«

»Wenn ich gehe, komme ich mit mehr Geld zurück, als wir je hatten.«

Baba runzelt nachdenklich die Stirn und sieht Tzain an. »Zélie soll den Fisch verkaufen –«

»Danke!«, rufe ich und werde prompt von Babas Blick zum Schweigen gebracht.

»– aber Tzain passt auf dich auf.«

»Nein!« Mein Bruder verschränkt die Arme vor der Brust. »Einer von uns muss hierbleiben, falls die Soldaten wiederkommen.«

»Bringt mich zu Mama Agba«, sagt Baba. »Ich verstecke mich bei ihr, bis ihr zurück seid.«

»Aber, Baba!«

»Wenn ihr jetzt nicht losreitet, seid ihr nicht rechtzeitig vor Einbruch der Nacht wieder da.«

Tzain schließt die Augen und schluckt seinen Frust hinunter. Er hievt den Sattel auf Nailahs starken Rücken, ich helfe Baba auf die Füße.

»Ich vertraue dir«, flüstert er mir ins Ohr, zu leise, als dass Tzain es hören könnte.

»Ich weiß.« Ich wickele die alte Decke um seine schmale Gestalt. »Ich enttäusche dich kein zweites Mal.«

KAPITEL 3



AMARI

A mari, sitz gerade!«

»Um der lieben Himmel willen –«

»Du hast schon genug Dessert gegessen.«

Ich lasse die Gabel mit Kokoskuchen sinken und drücke die Schultern durch. Schon beeindruckend, wie viel Kritik Mutter mir in nur einer Minute zuzischen kann. Sie sitzt am Kopfende des Messingtisches, eine goldene Gele fest um den Kopf gewickelt. Der Stoff scheint das gesamte Licht im Raum einzufangen. Das Schimmern unterstreicht Mutters zarten kupferfarbenen Teint.

Ich rücke die dunkelblaue Gele auf meinem Kopf zurecht und versuche, königlich zu wirken. Wenn die Dienerin das Tuch doch nicht so eng gewickelt hätte! Ich mache ein aufmerksames Gesicht und spüre gleichzeitig, wie mir die Blutzufuhr zum Kopf abgeklemmt wird. Mutters bernsteingelbe Augen mustern die herausgeputzten Oloyen am Tisch, suchen die Hyänessen im Rudel. Die weiblichen Adligen haben ein Lächeln aufgesetzt, aber ich weiß, dass sie hinter unserem Rücken über uns lästern.

»Habe gehört, sie wurde in den Westflügel verbannt ...«

»Sie ist viel zu dunkel, um vom König zu sein ...«

»Meine Diener schwören, dass die Kommandantin ein Kind von König Saran erwartet ...«

Sie prahlen mit ihren Geheimnissen wie mit funkelnden Diamanten, wie mit den Stickereien an ihren prachtvollen Iro-Röcken und langen Blusen. Ihre Lügen und ihr Lilienparfüm vergällen mir den honigartigen Duft der süßen Kokosküchlein, die Mutter mir gerade verboten hat.

»Und was haltet Ihr davon, Prinzessin Amari?«

Ich reiße den Blick von dem himmlischen Kuchenstück los. Oloye Ronke mustert mich erwartungsvoll. Auf ihrer mahagonibraunen Haut schimmert ihr smaragdgrüner Iro, extra ausgewählt, weil der Stoff sich vor den weiß verputzten Teezimmerwänden so schön abhebt.

»Wie bitte?«

»Von einem Besuch in Zaria.« Oloye Ronke beugt sich vor, bis der dicke Rubin an ihrem Hals den Tisch berührt. Der protzige Edelstein ist eine ständige Erinnerung daran, dass sie kein Geburtsrecht auf einen Platz an unserem Tisch hat. Sie hat ihn sich erkaufte.

»Wir würden uns geehrt fühlen, Euch auf unserem Landsitz begrüßen zu dürfen.« Sie betastet den großen roten Juwel und verzieht die Lippen zu einem gekünstelten Lächeln, als sie meinen Blick bemerkt. »Ich bin mir sicher, dass wir auch so einen Edelstein für Euch finden können.«

»Wie freundlich von Euch«, sage ich, um Zeit zu schinden, und gehe in Gedanken den Weg von Lagos nach Zaria durch. Zaria liegt weit hinter den Olasimbo-Bergen am nördlichen Ende von Orisha, am Ufer des Adetunji-Meeress. Als ich mir ausmale, die Welt hinter den Palastmauern zu entdecken, beginnt mein Puls schneller zu schlagen.

»Danke«, sage ich. »Ich würde mich geehrt fühlen –«

»Es wird Amari leider nicht möglich sein«, unterbricht Mutter mich mit gerunzelter Stirn, aber ohne das geringste Mitleid.

»Sie ist mit ihren Studien beschäftigt und liegt in Arithmetik bereits zurück. Jetzt eine Reise zu unternehmen würde eine zu große Unterbrechung bedeuten.«

Die erwachende Aufregung in mir verebbt. Ich stochere im Kuchen auf meinem Teller herum. Mutter erlaubt mir so gut wie nie, den Palast zu verlassen. Ich hätte es besser wissen müssen.

»Vielleicht irgendwann einmal«, sage ich leise in der Hoffnung, dass dieser kleine Nachsatz nicht ihren Zorn entfacht. »Dort wohnt man bestimmt sehr schön, mit dem Meer zu den Füßen und den Bergen im Rücken.«

»Ach, das sind doch nur Steine und Wasser.« Samara, die älteste Tochter von Oloye Ronke, rümpft ihre breite Nase. »Nichts im Vergleich zu diesem herrlichen Palast.« Sie strahlt Mutter an, doch als sie sich mir wieder zuwendet, ist der zuckersüße Blick verschwunden. »Außerdem laufen in Zaria zu viele Divînés herum. In Lagos bleiben die Maden wenigstens in ihren Vierteln.«

Bei Samaras verächtlichen Worten zucke ich zusammen; lange schweben sie zwischen uns. Ich sehe mich über die Schulter um uns suche Binta, um zu prüfen, ob sie es auch gehört hat, aber meine älteste Freundin scheint nicht hier zu sein. Als einzige Divîné im oberen Stock des Palasts ist mein Kammermädchen schon immer etwas Besonderes gewesen, ein lebender Schatten an meiner Seite. Obwohl Binta ihr schneeweißes Haar unter einer Haube versteckt, wird sie von den übrigen Bediensteten gemieden.

»Darf ich Euch helfen, Prinzessin?«

Ich drehe mich zu einer Dienerin um, die ich nicht kenne: ein Mädchen mit kastanienbrauner Haut und großen runden Augen. Sie nimmt meine halbleere Tasse und stellt eine neue hin. Ich schiele auf den bernsteingelben Tee – Binta würde heimlich

einen Löffel Zucker hineintun, wenn Mutter gerade nicht aufpasst.

»Hast du Binta gesehen?«

Das Mädchen weicht zurück und presst die Lippen aufeinander.

»Was ist?«

Sie will etwas sagen, doch ihre Augen huschen von einer der Frauen am Tisch zur nächsten. »Binta wurde in den Thronsaal gerufen, Euer Hoheit. Kurz bevor das Mahl begann.«

Ich runzele die Stirn und senke den Kopf. Was kann Vater von Binta wollen? Es gibt so viele Diener im Palast; er hat sie noch nie zu sich zitiert. Er ruft überhaupt selten Dienstboten zu sich.

»Hat sie den Grund genannt?«, frage ich.

Das Mädchen schüttelt den Kopf. Sie senkt die Stimme und wählt die Worte mit Bedacht. »Nein. Sie wurde von den Wachen eskortiert.«

Ein bitterer Geschmack stiehlt sich in meinen Mund, breitet sich unangenehm säuerlich bis in den Hals aus. Die Wachsoldaten in diesem Palast eskortieren niemanden. Wenn, dann schleppen sie einen irgendwohin.

Sie führen einen ab.

Ich habe das Gefühl, als wolle das Mädchen mehr sagen, doch Mutter wirft ihm einen strafenden Blick zu. Unter dem Tisch schlägt sie mir mit kalten Fingern aufs Knie.

»*Hör auf, mit dem Personal zu sprechen!*«

Ich wende mich ab, um ihrem Blick auszuweichen. Sie kneift die Augen zusammen wie ein rotbrüstiger Feuerhabicht auf der Jagd, wartet nur darauf, dass ich sie erneut brüskiere. Doch obwohl ihre Irritation deutlich spürbar ist, bekomme ich Binta nicht aus dem Kopf. Vater weiß genau, wie nah sie mir steht.

Wenn er etwas von ihr wollte, hätte er sich an mich wenden können.

Ich schaue durch das Sprossenfenster in den Palastgarten, und die Fragen in mir werden drängender. Ich überhöre das leere Lachen der Oloyen um mich herum.

Unten werden die Palasttüren aufgestoßen.

Mein Bruder tritt nach draußen.

Stolz lässt Inan seinen Blick über die Patrouille schweifen, die er heute durch Lagos führen wird. Seine neue Uniform unterstreicht seine Größe und die breiten Schultern noch. Das Abzeichen an seinem Helm zeigt, dass er vor kurzem zum Hauptmann befördert wurde. Sein langgehegter Wunsch ist endlich in Erfüllung gegangen.

»Ist er nicht eindrucksvoll?« Samara verfolgt meinen Bruder mit beängstigender Begierde in den hellbraunen Augen. »Der jüngste Hauptmann aller Zeiten. Er wird ein hervorragender König werden.«

»Allerdings.« Strahlend beugt sich Mutter zu dem Mädchen vor, das sie nicht schnell genug als Schwiegertochter in die Familie aufnehmen kann. »Auch wenn es mir lieber wäre, wenn die Beförderung nicht mit so viel Gewalt verbunden wäre. Man weiß nie, was eine verzweifelte Made sich einfallen lässt, um dem Kronprinzen zu schaden.«

Die Oloyen nicken und äußern ihre nichtssagenden Meinungen. Ich trinke schweigend meinen Tee. Sie sprechen von unseren Untergebenen mit einer solchen Oberflächlichkeit, als ginge es um die diamantenbesetzten Geles, die gerade der letzte Schrei in Lagos sind. Ich drehe mich wieder zu der Dienerin um, die mir von Binta erzählt hat. Sie steht nicht mehr neben mir, aber ich kann sehen, wie ihre Hand nervös zittert.

»Samara«, durchbricht die Stimme meiner Mutter meine

Gedanken, »habe ich dir schon gesagt, wie königlich du heute aussiehst?«

Ich beiße mir auf die Zunge und leere meine Teetasse. Mutter hat »königlich« gesagt, aber eigentlich meint sie »hellhäutig«.

Nicht »gewöhnlich« wie die Bauern, die die Felder von Minna bestellen, oder die Händler von Lagos, die ihre Waren unter der brennenden Sonne feilbieten. Nicht »bedauernswert« wie ich, die Prinzessin, deren Aussehen ihrer eigenen Mutter ein Dorn im Auge ist.

Hinter meiner Tasse spähe ich zu Samara hinüber: Tatsächlich, heute hat sie einen hellbraunen Teint. Noch vor wenigen Tagen hatte sie das Mahagonibraun ihrer Mutter.

»Ihr seid zu gütig, Euer Majestät.« Mit falscher Bescheidenheit senkt Samara den Blick auf ihr Kleid und glättet nicht existierende Falten. »Danke. Das bedeutet mir wirklich sehr viel.«

»Du musst deine Schönheitstipps mit Amari teilen.« Mutter legt ihre kalte Hand auf meine Schulter und streicht über meine Haut mit dem dunklen Kupfertön. »Sie ist so oft draußen im Palastgarten, dass sie allmählich wie ein Tagelöhner aussieht.« Mutter lacht. Als würde ich nicht immer von einer großen Schar Diener mit Sonnenschirmen begleitet, sobald ich nach draußen trete! Als hätte sie mich nicht direkt vor diesem Mahl eingepudert und mich dabei wahrscheinlich innerlich verflucht, denn wegen meiner Hautfarbe gibt es immer wieder mal hässliche Gerüchte, sie hätte mit einem Diener geschlafen.

»Das ist nicht nötig, Mutter.« Bei dem Gedanken an den essigsauren Gestank und das scharfe Brennen ihres letzten kosmetischen Gebräus zucke ich zusammen.

»Oh, es wäre mir ein Vergnügen«, strahlt Samara.

»Ja, aber –«

»Amari!«, unterbricht mich Mutter mit einem derart künst-

lichen Lächeln, dass ihre Haut jeden Moment zu reißen droht. »Sie würde es sehr gerne lernen, Samara, vor allem, da bald die Brautwerbung beginnt.«

Ich will den Kloß im Hals hinunterschlucken, doch schon bei dem Versuch muss ich würgen. Der Essiggeruch ist so stark, dass ich das Sengen förmlich auf meiner Haut spüre.

»Keine Sorge!« Samara nimmt meine Hand, missversteht meine Bekümmernung. »Die Brautwerbung wird Euch auch gefallen. Eigentlich macht sie wirklich Spaß.«

Ich zwingen mich zu lächeln und versuche, ihr meine Hand zu entziehen, aber Samara greift fester zu, als gelte es, einen Wettbewerb zu gewinnen. Ihre Goldringe drücken mir ins Fleisch. Jeden Finger ziert ein anderer Edelstein. Ein Ring ist über ein schmales Kettchen mit einem Armreif verbunden, den das Wappen meiner Familie schmückt: eine diamantbesetzte Schneeleopardesse. Samara trägt den Armreif mit Stolz, zweifellos ein Geschenk von Mutter. Ungewollt bewundere ich seine Schönheit. Er hat sogar mehr Diamanten als meiner ...

Ihr Himmel!

Ich habe ja gar keinen mehr!

Mir bleibt die Luft weg. Als mir einfällt, was ich mit dem Armreif gemacht habe, bekomme ich Panik: Ich habe ihn Binta geschenkt.

Sie wollte ihn nicht annehmen; hatte Angst vor dem Wert eines solchen Geschenks. Doch Vater hat die Steuern auf Divînés erhöht. Wenn Binta nicht meinen Armreif verkauft hätte, hätte ihre Familie ihr Heim verloren.

Das muss herausgekommen sein, überlege ich. Jetzt hält man Binta für eine Diebin. Und deshalb wurde sie in den Thronsaal gerufen. Deshalb wurde sie dorthin *eskortiert*.

Ich springe von meinem Stuhl auf. Die Beine kratzen über den

Fliesenboden. Ich stelle mir vor, wie die Wachen Bintas zierliche Hände halten.

Wie Vater sein Schwert schwingt.

»Verzeihung«, sage ich und mache einen Schritt nach hinten.

»Amari, setz dich!«

»Mutter, ich –«

»Amari!«

»Mutter, bitte!«

Das war zu laut.

Ich weiß es in dem Moment, als die Worte meinen Mund verlassen. Meine schrille Stimme wird von den Wänden des Teezimmers zurückgeworfen und lässt jedes Gespräch verstummen.

»E... entschuldigung«, stammele ich. »Mir ist nicht gut.«

Mit den brennenden Blicken der anderen im Rücken husche ich zur Tür. Ich spüre schon die Glut von Mutters wachsendem Zorn, doch dafür habe ich jetzt keine Zeit. Kaum ist die Tür hinter mir ins Schloss gefallen, raffe ich meine schwere Robe und laufe los. Die hohen Absätze meiner Pantoffeln klackern durch die gefliesten Gänge.

Wie konnte ich nur so dumm sein?, schelte ich mich. Vor mir erscheint ein Diener, ich weiche ihm aus. Ich hätte sofort loslaufen sollen, als das Mädchen mir von Bintas Vorladung erzählte. Wären unsere Rollen vertauscht, hätte Binta keinen Sekundenbruchteil gezögert.

Oh, ihr Himmel, fluche ich und lege noch einen Schritt zu. Durch das Foyer mit den schlanken Vasen, in denen rote Wüstenrosen stecken, vorbei an den Porträts meiner königlichen Vorfahren, die mich böse anstarren.

Bitte, lasst Binta unversehrt sein! Mit diesem stummen Gebet biege ich um die Ecke in den Hauptgang. Die warme Luft

ist drückend und macht das Atmen noch schwerer. Vor Vaters Thronsaal, dem Raum, den ich am meisten fürchte, werde ich langsamer. Dort hetzte er Inan und mich aufeinander. Das Herz schlägt mir bis zum Hals.

So viele Verletzungen habe ich an diesem Ort davongetragen.

Ich greife in die Samtvorhänge vor den schwarzen Eichentüren. *Vielleicht hört er mich gar nicht an.* Ich trockne meine verschwitzten Hände an dem schweren Stoff. Ich habe den Armreif schließlich verschenkt. Vater könnte mich an Bintas Stelle bestrafen.

Angst kribbelt an meinem Rückgrat entlang und macht meine Finger taub. *Geh hinein! Für Binta.*

»Für Binta«, flüstere ich.

Meine älteste Freundin. Meine *einzig*e Freundin.

Ich muss ihr helfen.

Ich atme tief durch, wische mir erneut den Schweiß von den Händen und besinne mich. Kaum berühren meine Finger den hinter den Vorhängen glänzenden Türgriff, da –

»Was?«

Vaters Stimme dröhnt durch die geschlossenen Türen, als würde ein wilder Gorillion brüllen. Das Herz rast in meiner Brust. Ich habe Vater schon schreien gehört, aber noch nie so laut. *Komme ich zu spät?*

Die Tür schwingt auf, ich springe zurück und verstecke mich hinter einem der Flügel. Mehrere Wachsoldaten und Fächerhalter verlassen den Thronsaal wie Diebe auf der Flucht. Sie packen sich die übrigen Adligen und Diener im Hauptgang und ziehen sie mit sich. Ich bleibe allein zurück.

Jetzt! Meine Beine zittern. Die Türen wollen sich schließen. Vaters Laune ist auf dem Tiefpunkt, aber ich muss Binta finden. Ich befürchte, dass sie bei ihm ist, in der Falle.

Ich kann ihr nicht zumuten, allein vor Vater zu stehen.

Ich springe nach vorn und fange die Tür auf, bevor sie ins Schloss fällt. Ich ziehe sie einen Spaltbreit auf und spähe durch den Schlitz.

»Was soll das heißen?«, tobt Vater. Speicheltropfen sprühen auf seinen Bart und seine rote Agbada. Die Adern unter seiner mahagonibraunen Haut treten hervor.

Voller Befürchtung, Bintas schlanke Gestalt zu erblicken, öffne ich die Tür noch ein bisschen weiter. Stattdessen sehe ich Admiral Ebele vor dem Thron kauern. Schweißperlen sammeln sich auf seinem kahlen Schädel. Er bemüht sich, Vater nicht anzuschauen. Neben ihm steht Kommandantin Kaea. Ihre Haare sind zu einem schweren, glänzenden Zopf geflochten, der auf ihrem geraden Rücken liegt.

»Die Artefakte wurden in Warri angeschwemmt, einem kleinen Küstendorf«, erklärt Kaea. »Die geographische Nähe löste latente Fähigkeiten in einigen ortsansässigen Divînés aus.«

»Latente Fähigkeiten?«

Kaea schluckt; die Muskeln unter ihrer hellbraunen Haut zucken. Sie gibt Admiral Ebele die Möglichkeit zu antworten, doch der schweigt.

»Die Divînés veränderten sich.« Sie zuckt zusammen, als würden ihr die Worte körperliche Schmerzen bereiten. »Die Artefakte haben ihre Kräfte erweckt, Euer Majestät. Die Divînés wurden zu Maji.«

Erschrocken schlage ich die Hand vor den Mund. *Maji? In Orîsha? Nach so langer Zeit?*

Ein stumpfer Stachel der Angst bohrt sich in meine Wirbelsäule und macht mir das Atmen schwer. Ich öffne die Tür einen Spalt weiter, um besser sehen zu können. *Das kann nicht sein,* wird Vater nun sagen. *Das wäre –*

»Unmöglich!«, stößt er nach längerem Schweigen hervor, kaum lauter als ein Flüstern. Er umklammert den Knauf seines schwarzen Majazit-Schwerts so fest, dass seine Fingerknöchel knacken.

»Leider nicht, Euer Majestät. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Die magische Kraft war noch schwach, untrainiert, aber sie war da.«

Ihr Himmel ...

Was bedeutet das für uns? Was wird aus der Monarchie? Bereiten die Maji bereits einen Angriff vor? Haben wir überhaupt eine Möglichkeit, uns zu retten?

Ich erinnere mich an Vater, wie er vor der Schlacht gegen die Maji war, ein paranoider Mann, der mit den Zähnen knirschte und graue Haare bekam. Ein Mann, der Inan und mich in den Palastkeller steckte und jedem ein Schwert in die Hand drückte, obwohl wir viel zu klein und schwach waren, um es zu halten.

Die Maji werden euch holen, warnte er jedes Mal, wenn er uns zum Kämpfen zwang. *Wenn es so weit ist, müsst ihr vorbereitet sein.*

Die Erinnerung an den Schmerz pocht in meinem Rücken. Ich betrachte Vaters erbleichtes Gesicht. Sein Schweigen ist beängstigender als sein Zorn. Admiral Ebele zittert am ganzen Leib.

»Wo sind die Maji jetzt?«

»Entsorgt.«

Mein Magen zieht sich zusammen. Ich halte die Luft an und kämpfe den Tee vom Mittagessen hinunter. Diese Maji sind tot. Niedergemetzelt.

Auf den Meeresgrund geworfen.

»Und die Artefakte?«, erkundigt sich Vater, unbeeindruckt vom Tod dieser Menschen. Wenn es nach ihm ginge, würde er

wahrscheinlich auch all jene, die das Blut der Maji in sich tragen, »entsorgen«.

»Ich habe die Schriftrolle.« Kaea greift unter ihren Brustpanzer und zieht ein verwittertes Pergament hervor. »Sobald ich sie gefunden hatte, habe ich mich um die Zeugen gekümmert und bin hergekommen.«

»Was ist mit dem Sonnenstein?«

Kaea wirft Ebele einen so stechenden Blick zu, dass der Admiral selbst in seiner Panik etwas spüren müsste. Er räuspert sich umständlich, als wolle er die Antwort so lange wie möglich hinauszögern.

»Noch vor unserer Ankunft wurde der Stein aus Warri gestohlen, Euer Majestät. Aber wir suchen ihn. Unsere besten Leute sind ihm auf der Spur. Ich bin überzeugt, dass wir ihn bald finden.«

Vaters Zorn brodelte wie kochendes Wasser.

»Ihr hattet nach der Schlacht den Auftrag, alles zu zerstören«, zischt er. »Wie konnte das passieren?«

»Ich habe es versucht, Euer Majestät! Nach dem Sieg über die Maji damals habe ich es mehrere Monde lang versucht. Ich habe alles getan, um die Artefakte zu vernichten, aber sie sind verhext.« Ebeles Blick huscht zu Kaea hinüber, die starr geradeaus blickt. Er räuspert sich. Schweiß sammelt sich in den Falten unter seinem Kinn.

»Ich habe die Schriftrolle zerrissen, aber sie hat sich wieder zusammengesetzt. Als ich sie verbrannt habe, hat sie sich aus der Asche neu gebildet. Ich habe meinen stärksten Soldaten beauftragt, den Sonnenstein mit einem Morgenstern zu zertrümmern, aber er bekam nicht mal einen Kratzer! Da die verdammten Artefakte nicht kaputtgehen wollten, habe ich sie in eine Eisentruhe gesteckt, sie verschlossen und mitten im Warri-Meer

versenkt. Sie können nicht angeschwemmt worden sein. Nicht ohne Mag-«

Ebele reißt sich zusammen, um das Wort nicht auszusprechen.

»Ich schwöre es, Euer Majestät. Ich habe getan, was ich konnte, aber es sieht aus, als hätten die Götter andere Pläne.«

Die Götter? Ich beuge mich vor. Hat Ebele den Verstand verloren? Es gibt keine Götter. Das weiß doch jedes Kind!

Ich warte darauf, was Vater zu Ebeles dummer Bemerkung sagt, doch seine Miene ist undurchdringlich. Ruhig und berechnend erhebt er sich vom Thron. Dann schießt seine Hand vor, schnell wie eine Viper, und greift nach Ebeles Kehle.

»Sag mir eins, Admiral!« Er hebt Ebeles Körper hoch und drückt noch fester zu. »Wessen Pläne fürchtest du mehr? Die der Götter? Oder meine?«

Der Admiral schnappt nach Luft. Ich ziehe den Kopf ein und wende mich ab. Ich hasse diese Seite meines Vaters, eine Seite, die ich mich immer bemühe zu übersehen.

»Ich ... ich schwöre«, röchelt Ebele. »Ich kümmere mich darum!«

Vater lässt ihn fallen wie eine faule Frucht. Keuchend reibt sich Ebele den Hals. Schon sieht man die blauen Flecken auf seiner Kupferhaut. Vater dreht sich zu der Schriftrolle in Kaeas Hand um.

»Zeig sie mir!«, befiehlt er.

Kaea gibt jemandem außerhalb meines Gesichtsfelds ein Zeichen. Ich höre das Geräusch von Stiefeln auf dem Fliesenboden. Dann sehe ich sie.

Binta.

Sie wird nach vorn geführt, Tränen in den großen silbrigen Augen. Ich lege die Hand auf die Brust. Die Haube, die Binta je-

den Tag mit so großer Sorgfalt bindet, sitzt schief und lässt ihre langen weißen Haare erkennen. Sie ist geknebelt, kann nicht schreien. Doch selbst wenn sie es könnte, wer würde ihr helfen? Die Garde hat sie in ihrer Gewalt.

Tu irgendwas!, fordere ich mich auf. *Jetzt!* Aber ich kann meine Beine nicht bewegen. Ich spüre nicht mal meine Hände.

Kaea entrollt das Pergament und geht langsam nach vorn, als würde sie sich einem wilden Tier nähern. Als wäre Binta nicht das herzensgute Mädchen, das mir so viele Jahre die Tränen getrocknet hat. Meine Dienerin, die sich die Mahlzeiten im Palast einteilte, damit sie ihrer Familie etwas zu essen bringen konnte.

»Hebt ihren Arm!«

Binta schüttelt den Kopf, doch der Gardesoldat reißt ihr Handgelenk hoch. Erstickte Schreie dringen am Knebel vorbei. Binta wehrt sich, aber Kaea drückt ihr die Schriftrolle in die Hand.

Ein Lichtstrahl schießt aus Bintas Fingern.

Der Thronsaal erstrahlt in schimmerndem Gold, leuchtendem Violett und funkelndem Blau. In einem gleißenden Bogen sprüht das Licht aus Bintas Handfläche, ein nicht enden wollender Strom.

»Ihr Himmel!«, stoße ich aus, entsetzt und verzaubert zugleich.

Magie.

Hier, nach all den Jahren ...

Vaters alte Warnungen spuken mir durch den Kopf, Erzählungen von Schlachten und Bränden, Dunkelheit und Krankheit. *Magie ist der Quell allen Übels*, zischte er. *Sie wird Orisha auseinanderreißen.*

Er schärfte Inan und mir ein, dass die Magie unser Ende bedeute. Dass sie eine gefährliche Waffe sei, die den Frieden in

Orisha bedrohe. Solange es sie gäbe, würde unser Königreich im Kriegszustand sein.

In den dunkelsten Tagen nach der Schlacht gegen die Maji setzte sich die Magie als gesichtsloses Monster in meiner Phantasie fest. Doch in Bintas Händen ist sie ein faszinierendes, unvergleichliches Wunder. So herrlich wie die Sommersonne, die in der Dämmerung versinkt. Die pure Essenz des Lebens, der Lebenshauch –

Vater reagiert schnell.

Blitzschnell.

Sein Schwert durchbohrt Bintas Brust.

Nein!

Ich schlage die Hand vor den Mund, um nicht zu schreien, und werde fast ohnmächtig. Übelkeit steigt in mir auf. Heiße Tränen brennen in meinen Augen.

Das geschieht nicht wirklich. Alles beginnt sich zu drehen. Das ist nicht echt. Binta geht es gut. Sie wartet in meinem Gemach mit einem Laib süßen Brots auf mich.

Doch meine verzweifelten Gedanken können nichts ändern. Sie bringen die Toten nicht zurück.

Der Knebel in Bintas Mund färbt sich rot.

Purpurrote Blumen erblühen auf ihrem hellblauen Kleid.

Als ihr Körper zu Boden sackt, schwer wie Blei, unterdrücke ich den nächsten verzweifelten Schrei.

Um Bintas unschuldiges Gesicht bildet sich eine Blutlache und färbt ihre weißen Locken scharlachrot. Der kupfrige Geruch zieht bis zu mir herüber. Ich muss würgen.

Vater reißt Binta die Schürze ab und säubert damit sein Schwert. Vollkommen ruhig. Es stört ihn nicht, dass ihr Blut seine königliche Robe befleckt.

Er weiß nicht, dass ihr Blut an meinen Händen klebt.

Ich rappele mich auf, stolpere über den Saum meines Kleids und haste die Treppe am Ende des Hauptgangs hinauf. Meine Beine zittern bei jedem Schritt. Ich will schnell in mein Gemach, doch plötzlich wird mir schwindelig, und ich kann mich gerade noch zu einer Vase retten, um mich über sie zu beugen. Alles, was ich im Magen habe, kommt mit einem Schwall heraus.

Die Galle brennt säuerlich bitter. Als ich zu Boden sinke, schluchze ich zum ersten Mal auf und halte mir die Brust.

Wenn Binta hier wäre, würde sie mir nun zur Hilfe eilen. Sie würde meine Hand nehmen und mich in mein Gemach führen, mich aufs Bett setzen und meine Tränen wegwischen. Sie würde die Scherben meines Herzens zusammensuchen und einen Weg finden, um alles wieder zu richten.

Ich unterdrücke mein Schluchzen und halte mir den Mund zu. Salzige Tränen sickern durch meine Finger. Ich habe den Blutgeruch noch in der Nase. In Gedanken sticht Vaters Schwert erneut zu –

Die Tür zum Thronsaal schlägt auf. Ich springe auf die Füße vor Angst, es könne Vater sein. Doch es ist einer der Gardesoldaten, die Binta festgehalten hat.

Er hat die Schriftrolle in den Händen.

Während er die Treppe hochhastet, lasse ich das verwitterte Pergament nicht aus den Augen. Ich denke daran, wie durch Bintas Berührung alles in Licht getaucht wurde. Licht, das in der Seele meiner besten Freundin eingesperrt war, unbegreiflich schön, unfassbar klar.

Als der Soldat näher kommt, wende ich mich ab, verberge mein tränenüberströmtes Gesicht.

»Verzeihung, mir ist nicht gut«, murmele ich. »Habe wohl verdorbenes Obst gegessen.«

Der Soldat nickt mir andeutungsweise zu. Er hat die Schrift-

rolle so fest umklammert, dass seine Knöchel hell hervortreten, als fürchte er sich vor dem Pergament. Ich sehe ihm nach. Er geht in den zweiten Stock hoch und verschwindet hinter einer schwarzen Tür. Plötzlich weiß ich, wohin er will.

In die Gemächer von Kommandantin Kaea.

Ohne zu wissen, warum, behalte ich die Tür im Auge und warte. Quälend langsam vergehen die Minuten. Hier zu stehen wird Binta nicht zurückbringen, mir ihr melodisches Lachen nicht wiedergeben. Dennoch warte ich und erschrecke, als sich die Tür erneut öffnet. Ich drehe mich zur Vase um, würge und höre erst auf, als der Soldat an mir vorbei zurück in den Thronsaal geht. Das Geräusch der Metallsohlen seiner Stiefel hallt über den Boden. Die Rolle hat er nicht mehr dabei.

Mit zitternden Fingern trockne ich meine Tränen. Bestimmt habe ich jetzt den Puder und die Farben verwischt, die Mutter mir aufgetragen hat. Ich fahre mir mit der Handfläche über den Mund, um die Spuren des Erbrochenen wegzuwischen. Vorsichtig richte ich mich auf und nähere mich Kaeas Tür. Eigentlich müsste ich in mein Gemach gehen.

Stattdessen trete ich ein.

Mit einem lauten Geräusch fällt die Tür hinter mir ins Schloss. Ich zucke zusammen und bekomme Angst, dass jemand nachschaut, woher der Knall stammt. Ich war noch nie in den Räumen von Kommandantin Kaea. Dienern ist der Zutritt sogar verboten, meine ich.

Mein Blick schweift über die bordeauxroten Wände – ganz anders als die Fliederfarbe meiner Gemächer. Am Fußende von Kaeas Bett liegt ein königliches Gewand. Vaters Umhang ... Er muss ihn hier liegengelassen haben.

Normalerweise hätte mir die Erkenntnis, dass Vater in Kaeas Gemach war, einen Kloß im Hals beschert, doch ich spüre kaum

etwas. Angesichts der Schriftrolle auf Kaeas Schreibtisch hat der Umhang nur wenig Bedeutung.

Ich nähere mich der Rolle mit bebenden Knien, als träte ich an den Rand einer Klippe. Eigentlich habe ich erwartet, in der Nähe der Rolle etwas zu spüren, doch es liegt nichts in der Luft. Ich strecke die Hand nach ihr aus, halte inne und schlucke die in mir aufsteigende Angst hinunter. Ich denke an das Licht, das aus Bintas Hand sprühte.

An das Schwert, das ihre Brust durchbohrte.

Ich zwingen mich, die Rolle anzufassen, und streife sie vorsichtig mit den Fingern. Als ich sie berühre, schließe ich die Augen.

Keine Magie erwacht.

Ich nehme das knittrige Papier in die Hand und stoße die Luft aus, die ich unbemerkt angehalten hatte. Ich entrolle es, fahre mit den Fingern über die fremden Symbole und versuche vergeblich, sie zu entziffern. So etwas habe ich noch nie gesehen, diese Sprache kam in meinen Studien nicht vor. Dennoch sind die Maji für diese Zeichen gestorben.

Zeichen, die genauso gut mit Bintas Blut geschrieben sein könnten.

Eine Brise streicht durch das offene Fenster und spielt mit meinen Locken, die sich aus der Gele gelöst haben. Unter den wehenden Vorhängen liegen Kaeas Soldatenuensilien: scharfe Schwerter, Pantheressenzügel, Brustpanzer aus Messing. Mein Blick bleibt an zwei Rollen starken Seils hängen. Mein Blick schweift zum Fenster. Ich ziehe meine Gele ab.

Ohne nachzudenken, nehme ich den Umhang meines Vaters.

KAPITEL 4



ZÉLIE

Willst du jetzt gar nicht mehr mit mir reden?«
Ich beuge mich auf Nailahs Sattel zur Seite, um in Tzains versteinertes Gesicht zu schauen. Dass er eine Stunde lang schweigen würde, hatte ich ja erwartet, aber jetzt tut er es schon seit drei Stunden.

»Wie war das Agbön-Training?«, versuche ich eine andere Taktik. Tzain kann sich nicht zurückhalten, wenn es um seinen Lieblingssport geht. »Ist M'ballus Knöchel wieder gesund? Meinst du, sie ist rechtzeitig für den Wettkampf fit?«

Tzain öffnet kurz den Mund und reißt sich dann doch zusammen. Wortlos schnalzt er Nailah zu, damit sie noch schneller durch den dichten Ebenholzwald läuft.

»Ach komm, Tzain«, sage ich. »Du kannst mich doch nicht den Rest deines Lebens ignorieren.«

»Ich kann es zumindest versuchen.«

»Ach, ihr Götter ...« Ich verdrehe die Augen. »Was willst du denn von mir?«

»Wie wär's mit einer Entschuldigung?«, fährt er mich an. »Baba wäre fast gestorben! Und du willst hier durch die Gegend reiten und so tun, als sei nichts geschehen?«

»Ich habe mich schon entschuldigt«, zische ich zurück. »Bei dir *und* bei Baba.«

»Das ändert nichts an dem, was passiert ist.«

»Dann tut es mir leid, dass ich es nicht mehr ändern kann!«

Meine Stimme hallt durch den Wald. Wieder legt sich Schweigen auf uns. Ich betaste die Risse im abgewetzten Leder von Nailahs Sattel, und eine unangenehme Leere macht sich in meiner Brust breit.

Bei den Göttern, Zélie, denk doch mal nach!, hallt Mama Agbas Stimme durch meinen Kopf. *Wer soll deinen Vater schützen, wenn du diese Soldaten angreifst? Wer soll sich um Tzain kümmern, wenn der König Blutzoll fordert?*

»Es tut mir leid, Tzain«, sage ich leise. »Wirklich. Ich fühle mich so schrecklich, das kannst du dir gar nicht vorstellen, aber –«

Tzain seufzt entnervt. »Ich wusste, dass ein Aber kommt.«

»Weil es nicht allein meine Schuld war!«, rufe ich. Meine Wut hat ihren Siedepunkt erreicht. »Baba ist wegen der Soldaten rausgefahren!«

»Und wegen dir ist er fast ertrunken«, faucht Tzain zurück. »Weil du ihn alleingelassen hast.«

Ich beiße mir auf die Zunge. Es ist sinnlos, darüber zu streiten. Als starker, gutaussehender Kosidán hat Tzain keine Ahnung, warum ich mich bei Mama Agba ausbilden lasse. Alle Jungen in Ilorin wollen sein Freund sein, die Mädchen ihm das Herz stehlen. Selbst Soldaten scharen sich um ihn, singen Loblieder auf sein Fertigkeiten im Agbön.

Er weiß nicht, wie es ist, in der Haut eines Divînés herumzulaufen. Jedes Mal zusammenzuzucken, wenn ein Gardesoldat auftaucht, nie zu wissen, wie eine Auseinandersetzung enden wird.

Mit der hier fang ich an.

Mein Magen zieht sich zusammen, als ich an den brutalen Griff des Soldaten denke. Würde Tzain sich aufregen, wenn er

davon wüsste? Würde er mich verachten, wenn er verstünde, wie schwer es für mich war, nicht zu weinen?

Wir reiten schweigend weiter. Irgendwann lichtet sich der Wald, und die Stadt Lagos erscheint am Horizont. Umgeben von einer Mauer und einem Tor aus dem Kern der Ebenholzbäume könnte die Hauptstadt sich kaum stärker von Ilorin unterscheiden. Lagos liegt nicht im ruhigen Meer, sondern ertrinkt in einer Flut von Menschen. Selbst aus der Ferne ist es schwer vorstellbar, wie sie alle dort leben können.

Von Nailahs Rücken aus mache ich mir ein Bild von der Hauptstadt. Auf der Straße sind viele Divînés mit weißen Haaren. Es gibt dreimal so viele Kosidán in Lagos wie Divînés, so dass die wenigen ins Auge fallen. Obwohl die Stadt selbst riesengroß ist, sammelt sich mein Volk in Elendsquartieren am untersten Rand. Woanders dürfen sich Divînés nicht niederlassen.

Ich lehne mich im Sattel zurück. Der Anblick der Armensiedlungen belastet mich. Vor Jahrhunderten lebten die Maji-Clans mit ihren Divîné-Kindern isoliert in den entlegendsten Winkeln Orïshas. Während die Kosidán die Städte bewohnten, lebten die Clans in den Bergen, auf dem Meer und den Feldern. Mit der Zeit breiteten sich die Maji aus, bis sich ihre Clans, angetrieben von Neugier und angelockt von neuen Möglichkeiten, über ganz Orïsha verteilten.

Im Laufe der Jahre kam es zu Eheschließungen zwischen Maji und Kosidán, und es entstanden viele gemischte Familien, so wie unsere. Diese Familien wurden immer selbstverständlicher, die Zahl der Maji in Orïsha wuchs. Vor der Blutnacht lebten die meisten davon in Lagos. Jetzt sind diese Divînés der kümmerliche Rest.

Als wir uns dem großen Holztor nähern, zieht Tzain an Nailahs Zügeln und hält sie an. »Ich warte hier. Das ist für sie zu viel da drin.«

Ich nicke, rutsche von Nailahs Rücken und drücke einen Kuss auf ihre feuchte Nase. Mit ihrer rauen Zunge leckt sie mir über die Wange. Ich grinse, aber das Lächeln vergeht mir, als ich zu Tzain hochschaue. Unausgesprochene Worte schweben zwischen uns. Ich wende mich zum Gehen.

»Warte!«

Tzain gleitet von der Löwenesse und drückt mir einen rostigen Dolch in die Hand.

»Ich habe doch meinen Stab.«

»Ich weiß«, sagt er. »Nur für den Fall.«

Ich stecke die Waffe in mein fadenscheiniges Bündel. »Danke.«

Schweigend schauen wir zu Boden. Tzain tritt gegen einen Stein. Ich frage mich, wer wohl als Erster einknicken wird, da beginnt Tzain zu sprechen.

»Ich bin nicht blind, Zél. Natürlich war das heute Morgen nicht allein dein Fehler, aber du musst dich einfach noch mehr anstrengen!« Kurz blitzt etwas in seinen Augen auf. Alles, was er mühsam zurückhält, droht herauszusprudeln. »Es wird nur schlimmer mit Baba, und die Soldaten sitzen dir im Nacken. Du kannst es dir jetzt nicht leisten, Aufmerksamkeit zu erregen. Wenn du jetzt noch einen Fehler machst, könnte es dein letzter sein.«

Ich nicke, den Blick immer noch nach unten gerichtet. Ich komme mit vielem klar, aber Tzains Enttäuschung trifft mich wie ein Messerstich.

»Streng dich noch mehr an!« Er seufzt. »Bitte! Wenn Baba dich verliert, wird er es nicht überleben ... Und ich auch nicht.«

Ich ignoriere den Druck in meiner Brust. »Es tut mir leid«, flüstere ich. »Ich gebe mein Bestes, versprochen.«

»Gut.« Tzain setzt ein Lächeln auf und fährt mir durch die Haare. »Schluss jetzt damit! Geh auf den Markt und verkauf

diesen Fisch, auf dass den Stadtmenschen Hören und Sehen vergeht!«

Lachend rücke ich die Träger meines Bündels zurecht. »Was glaubst du, wie viel ich bekomme?«

»Zweihundert?«

»Mehr nicht?« Ich lege den Kopf schräg. »Traust du mir wirklich so wenig zu?«

»Das ist wahnsinnig viel Geld, Zél!«

»Ich wette mit dir, dass ich mehr raushole.«

Bei der Aussicht auf eine erfolgversprechende Wette wird Tzains Lächeln breiter. »Wenn du über zweihundert bekommst, bleibe ich die ganze nächste Woche zu Hause bei Baba.«

»Einverstanden!« Ich grinse, gespannt auf meine Revanche bei Yemi. Was sie wohl zu meinem neuen Stab sagen wird?

Ich laufe los, kann es nicht erwarten, auf den Markt zu kommen, doch als ich den Kontrollpunkt erreiche, bekomme ich es beim Anblick der königlichen Garde mit der Angst zu tun. Ich schiebe den eingefahrenen Stab in den Bund meiner gerafften Hose und bemühe mich, nicht aufzufallen.

»Name?«, blafft mich ein großer Soldat an, den Blick auf sein Dienstbuch gerichtet. Seine dunklen Locken kräuseln sich in der Hitze, Schweiß läuft ihm über die Wangen.

»Zélie Adebola«, antworte ich so demütig wie möglich. *Bloß nichts falsch machen.* Ich schlucke. *Zumindest heute nicht mehr.*

Der Wachsoldat würdigt mich kaum eines Blickes, sondern notiert sich den Namen. »Herkunft?«

»Ilorin.«

»Ilorin?«

Ein kleiner, untersetzter Kamerad kommt schwankend näher. Er hält sich an der Wand fest, um nicht umzufallen. Der durchdringende Geruch von Alkohol weht mir entgegen.

»Was will 'ne Made wie du so weit weg von zu Hause?«

Er lallt so stark, dass ich ihn kaum verstehe. Die Wörter sickern ihm aus dem Mund wie der Speichel auf seinem Kinn. Meine Brust zieht sich zusammen; das betrunkene Funkeln in seinen Augen wirkt bedrohlich.

»Grund des Besuchs?«, fragt der zum Glück nüchterne große Soldat.

»Ich möchte etwas verkaufen.«

Bei meiner Antwort kriecht ein widerliches Grinsen auf das Gesicht des Betrunkenen. Er greift nach meinem Handgelenk, ich weiche ihm aus und halte mein eingeschlagenes Päckchen hoch.

»*Fisch* verkaufen«, erkläre ich, dennoch stürzt er sich auf mich, schlingt die Hände um meinen Hals und drückt mich gegen die Mauer. Ich ächze. Er beugt sich so weit vor, dass ich die gelben und schwarzen Flecken auf seinen Zähnen erkennen kann.

»Ich seh schon, warum du Fisch verkaufen willst.« Er lacht. »Was kostet 'nen Stündchen mit 'ner Made heutzutage wohl, Kayin? Zwei Bronzestücke?«

In mir rebelliert alles. Es juckt mir in den Fingern, nach meinem versteckten Stab zu greifen. Seit der Blutnacht ist es Maji und Kosidán verboten, sich auch nur ansatzweise zu berühren, doch das hält die Soldaten nicht davon ab, uns zu betatschen.

Mein Zorn wird zu Rage, einer Schwärze, die ich bei Mama spürte, wann immer ein Soldat es wagte, sich ihr in den Weg zu stellen. Im Rausch dieses Gefühls möchte ich ihn von mir stoßen und jeden seiner fetten Finger brechen. Aber ich habe Tzains Mahnung nicht vergessen. Und Babas Schmerz. Oder Mama Agbas Worte.

Denk nach, Zélie! Denk an Baba! Denk an Tzain! Du hast dir vorgenommen, es nicht zu vermasseln.

Immer wieder spreche ich mir diese Sätze vor, bis der Trunkenbold mich loslässt. Er lacht vor sich hin und nimmt noch einen Schluck aus seiner Flasche, stolz, lässig.

Ich drehe mich zu seinem Kameraden um, ohne den Hass in meinem Blick verbergen zu können. Keine Ahnung, wen ich mehr verachte – den Betrunkenen, der mich angefasst hat, oder dieses Schwein, das es zulässt.

»Noch Fragen?«, stoße ich durch zusammengebissene Zähne hervor.

Der Soldat schüttelt den Kopf.

Schnell wie eine Gepardesse schlüpfte ich durch das Tor, bevor es sich einer von ihnen anders überlegt. Nach nur wenigen Schritten in Lagos würde ich allerdings am liebsten umkehren, so chaotisch ist die Stadt.

»Ihr Götter!«, stoße ich aus, überwältigt von der schieren Masse an Menschen. Dorfbewohner, Händler, Soldaten und Adelige bevölkern die breiten, unbefestigten Straßen, gehen zielstrebig ihres Wegs.

In der Ferne erhebt sich der Königspalast – seine weißen Mauern und vergoldeten Bögen leuchten in der Sonne. Der Gegensatz zu den Elendsquartieren am Stadtrand ist erschreckend.

Ich betrachte die schlichten Behausungen links und rechts von mir, hoch aufragende Baracken aus Brettern, die mir Atemnot bereiten. Sie lehnen sich gegeneinander, stapeln sich übereinander, ein in die Höhe strebendes Labyrinth. Viele sind verwittert, andere strahlen bunt und frisch gestrichen. Man spürt den Willen, der Bezeichnung »Elendsquartier« zu trotzen und dort ein wenig Ansehnlichkeit zu schaffen, wo für das Königshaus nur Dreck existiert.

Zögernden Schrittes gehe ich in Richtung des Zentrums. In den Slums fällt mir auf, dass die Mehrheit der Divînés auf den Straßen nicht viel älter ist als ich. In Lagos kann ein Divîné-Kind, das die Blutnacht überlebt hat, fast unmöglich erwachsen werden, ohne ins Gefängnis zu wandern oder Zwangsarbeit im Lager verrichten zu müssen.

»Bitte, das wollte ich nicht – *aah!*«, höre ich ein Kind rufen.

Ich fahre zusammen, als direkt vor mir der Rohrstock eines Treibers niederfährt. Er trifft einen jungen Divîné, seine Haut platzt auf. Blut spritzt auf die letzten sauberen Sachen, die dieser Junge je tragen wird. Er sackt auf ein Häuflein Tonscherben, Fliesen, die seine dünnen Arme wahrscheinlich nicht halten konnten. Erneut holt der Treiber mit dem Stock aus, schwarz blitzt der Majazit-Stahl.

Ihr Götter! Als der Mann dem Jungen den Stock in den Rücken drückt, zieht der stechende Geruch verbrannter Haut zu mir herüber. Rauch steigt hoch. Der Kleine versucht wegzukriechen. Meine Finger werden taub, ich muss daran denken, welches Schicksal mich im Lager erwarten würde.

Los! Mit Tränen in den Augen zwingen ich mich, den Kopf abzuwenden und weiterzugehen. *Lauf, oder du bist die Nächste!*

Ich haste in den Stadtkern von Lagos, immer bemüht, den Kloakengestank zu ignorieren, der aus den Straßen der Elendsquartiere herüberzieht. Angekommen bei den pastellfarbenen Häusern des Händlerviertels, ändert sich der Geruch. Jetzt duftet es nach süßem Brot und Zimt, und mein Magen fängt an zu knurren.

Der große Markt brummt nur so vor geschäftigem Treiben. Ich wappne mich für das Feilschen. Als der Basar in Sicht kommt, bleibe ich unvermittelt stehen.

Sooft ich hier auch große Fänge mit Baba verkauft habe,

überwältigt mich der Irrsinn des Großmarkts jedes Mal aufs Neue. Turbulenter noch als auf den Straßen von Lagos, finden sich auf dem Basar alle nur vorstellbaren Waren. In einer Gasse wird Korn von den weiten Feldern Minnas angeboten, daneben die begehrten Eisenwaren aus den Hüttenwerken von Gombe. Ich gehe an den umlagerten Ständen vorbei und freue mich am süßen Geruch gebratener Kochbananen.

Mit gespitzten Ohren versuche ich herauszubekommen, welche Stimmung herrscht. Jeder kämpft, setzt seine Worte wie Messer ein. In Lagos ist es härter als auf dem Markt in Ilorin; es gibt keine Kompromisse. Nur der Gewinn zählt.

Ich gehe an Holzkisten mit Gepardesse-Welpen vorbei und muss über die winzigen Hörner lächeln, die zwischen ihren Ohren hervorlugen. Hinter den Karren mit bunt gemusterten Stoffen erreiche ich endlich den Fischmarkt.

»Vierzig Bronzestücke –«

»Für einen Tigerfisch?«

»Ich zahle kein Stück mehr als dreißig!«

Die Marktleute schachern so laut, dass ich kaum noch meine eigenen Gedanken höre. Ich bin hier nicht auf dem schwimmenden Markt von Ilorin, kann nicht so feilschen wie sonst. Ich beiße mir von innen auf die Wange und sondiere die Lage. Ich brauche ein Opfer. Irgendeinen Dummkopf –

»Forelle?«, ruft ein Mann. »Sehe ich aus, als würde ich Forelle essen?«

Ich drehe mich um und erblicke einen untersetzten Adligen in einem violetten Dashiki. Er sieht den Kosidán-Händler mit zusammengekniffenen grünbraunen Augen an, als hätte der ihn gerade schwer beleidigt.

»Ich habe Knurrhahn da«, bietet der Fischhändler an. »Flunder, Barsch –«

»Ich habe gesagt, ich will Schwertfisch!«, fährt der Adelige ihn an. »Mein Diener sagt, du wolltest ihm keinen verkaufen!«

»Ist gerade keine Saison.«

»Aber der König bekommt jeden Abend welchen?«

Der Händler kratzt sich im Nacken. »Wenn ein Schwertfisch gefangen wird, geht er in den Palast. So ist das Gesetz.«

Der Adelige läuft knallrot an und zieht einen kleinen Samtbeutel hervor. »Was zahlt er dafür?« Er lässt seine Geldstücke klingeln. »Ich biete das Doppelte!«

Der Händler blickt sehnsüchtig auf den Beutel, bleibt aber standhaft. »Ich kann es nicht riskieren.«

»Aber ich!«, rufe ich.

Die Augen argwöhnisch zusammengekniffen, dreht sich der Adelige zu mir um. Ich winke ihn heran, fort vom Stand des Fischhändlers.

»Hast du Schwertfisch?«, fragt er.

»Nein, besser: einen Fisch, den sonst niemand auf diesem Markt hier verkaufen kann.«

Seine Kinnlade fällt hinunter, und ich verspüre dieselbe Aufregung, die sonst in mir aufsteigt, wenn ein Fisch meinen Köder umkreist. Vorsichtig wickele ich den Speerfisch aus und halte ihn ins Licht, so dass seine Schuppen schimmern.

»Ihr Himmel!« Der Adelige gafft das Tier an. »Wunderschön!«

»Und er schmeckt noch besser, als er aussieht. Ein rotflossiger Speerfisch, frisch von der Küste von Ilorin. Er hat gerade keine Saison, Ihr könnt also sicher sein, dass der König heute Abend keinen bekommt.«

Ein Lächeln stiehlt sich aufs Gesicht des Adelige, er hat angebissen. Er hält mir seinen Geldbeutel hin.

»Fünfundzwanzig Silberstücke.«

Ich bekomme große Augen, aber beiße die Zähne aufeinander. *Fünzig ...*

Mit fünfzig Silberstücken können wir die Steuern zahlen, und vielleicht bliebe noch genug für ein neues Boot übrig. Aber wenn die Steuern nächsten Mond wieder erhöht werden, müsste ich trotzdem ins Lager.

Ich lache laut und schlage das Papier wieder über den Fisch.

Der Adelige runzelt die Stirn. »Was soll das?«

»Ich suche jemanden, der sich dieses Juwel leisten kann.«

»Wie kannst du es wagen –«

»Verzeihung«, unterbreche ich ihn. »Ich habe keine Zeit für einen Mann, der fünfzig auf eine Ware bietet, die zehnmal so viel wert ist.«

Er murrte, aber greift in seine Tasche und zieht einen zweiten Samtbeutel hervor.

»Mehr als dreihundert bekommst du nicht dafür.«

Bei den Göttern! Ich stelle mich breitbeinig hin, um nicht umzukipen. So viel hatten wir noch nie in unserem Leben. Mindestens sechs Monde Steuern, selbst wenn sie erhöht werden!

Ich will mich schon einverstanden erklären, da lässt mich etwas in den Augen des Adligen innehalten. Wenn er bei dem Gebot so schnell eingeknickt ist, tut er es vielleicht noch mal.

Nimm es, flüstert Tzains Stimme in meinem Ohr. *Das ist mehr als genug.*

Ich sollte auf ihn hören. Aber jetzt bin ich zu nah dran.

»Tut mir leid.« Schulterzuckend packe ich den Fisch ein.

»Ich kann eine Mahlzeit für einen König nicht an jemanden verschwenden, der sie sich nicht leisten kann.«

Die Nasenlöcher des Adligen blähen sich. *Ihr Götter ...* Bin ich jetzt zu weit gegangen? Ich warte darauf, dass er nachgibt, doch er steht nur da und schweigt. Ich muss gehen.

Ich drehe dem Adeligen meinen Rücken zu und setze mich in Bewegung. Jeder Schritt dauert eine Ewigkeit, ich leide unter der Last meines Fehlers. *Du findest jemand anderen*, versuche ich mich zu beruhigen. *Einen anderen Adeligen, der unbedingt zeigen will, wie reich er ist*. Ich kann mehr als dreihundert erzielen. Der Fisch ist auf jeden Fall mehr wert, oder?

Verflucht. Am liebsten würde ich mit dem Kopf gegen den nächsten Stand schlagen. Was soll ich jetzt tun? Wer ist dumm genug, mir –

»Warte!«

Ich drehe mich um, und der dicke Adelige drückt mir drei klimpernde Samtbeutel gegen die Brust.

»Na gut«, brummt er kapitulierend. »Fünfhundert.«

Ungläubig sehe ich ihn an. Er hält meinen Ausdruck für Zweifel.

»Zähl nach, wenn du es nicht glaubst.«

Ich öffne einen Beutel. Der Anblick ist so schön, dass ich fast weinen muss. Die Silberstücke glänzen wie die Schuppen des Speerfisches. Ihr Gewicht ist ein Versprechen dessen, was kommt. *Fünfhundert!* Dafür gibt es ein neues Boot und ein Jahr Pause für Baba. *Endlich*.

Ich habe etwas richtig gemacht.

Ich überreiche dem Adeligen den Fisch, ohne mein breites Lächeln verbergen zu können. »Guten Appetit! Heute Abend speist Ihr besser als der König!«

Er grinst höhnisch, doch seine Mundwinkel weisen zufrieden nach oben. Ich lasse die Samtbeutel in mein Bündel gleiten und gehe los. Mein Herz rast so schnell, als müsse es den Irrsinn des Markts übertreffen.

Plötzlich gellen Schreie durch die Luft. Ich erstarre. Das war kein normales Marktgeräusch. *Was um alles –*

Ein Obststand fällt um. Ich ducke mich.

Ein Trupp königlicher Gardisten prescht vorbei. Mangos und Orisha-Pfirsiche kullern umher. Immer mehr Soldaten drängen herbei. Sie suchen etwas. Jemanden.

Fassungslos schaue ich zu, bis mir einfällt, dass ich mich in Bewegung setzen muss. Ich habe fünfhundert Silberstücke am Körper. Zum ersten Mal habe ich mehr als mein Leben zu verlieren.

Mit neuer Entschlossenheit schiebe ich mich durch die Menge. Ich will nur noch weg. Kurz vorm Ende der Stoffstände greift jemand nach meinem Handgelenk.

Was im Namen der Götter ...?

Ich zücke meinen zusammengeschobenen Stab, rechne mit einem königlichen Gardisten oder einem Taschendieb, doch als ich mich umdrehe, steht weder ein Soldat noch ein Gauner vor mir, sondern ein Mädchen mit bernsteinfarbenen Augen.

Sie zieht mich derart resolut in einen Spalt zwischen zwei Stände, dass ich mich nicht wehren kann.

»Bitte!«, fleht sie mich an, »du musst mich hier rausbringen!«

KAPITEL 5



ZÉLIE

Im ersten Moment bleibt mir die Luft weg. Das Mädchen mit der kupferfarbenen Haut zittert derartig vor Angst, dass sie mir augenblicklich leidtut.

Das Geschrei wird lauter, die Gardisten donnern vorbei. Sie dürfen mich nicht mit diesem Mädchen sehen.

Sonst werde ich sterben.

»Lass mich los!«, verlange ich, fast so verzweifelt wie sie.

»Nein! Bitte nicht!« Tränen quellen aus ihren bernsteingelben Augen, ihr Griff wird noch fester. »Bitte hilf mir! Ich habe etwas Unverzeihliches getan. Wenn ich erwischt werde ...«

In ihrem Blick steht eine Angst, die ich nur zu gut kenne. Denn wenn das Mädchen gefasst wird, stellt sich nicht die Frage, ob sie sterben wird, sondern nur noch, wann. Auf der Stelle? Ausgehungert im Kerker? Oder wird sie unter den Gardisten herumgereicht werden? Innerlich zerstört, bis sie an ihrem Leid erstickt?

Ihr müsst denen helfen, die sich nicht verteidigen können. Mama Agbas Worte vom Morgen kommen mir in den Sinn. Ich denke an ihren strengen Blick. *Das ist die Pflicht des Stabs.*

»Ich kann nicht«, stoße ich aus, doch schon als die Worte meine Lippen verlassen, wappne ich mich für meine Aufgabe. *Verflucht.*

Es ist völlig egal, ob ich ihr helfen kann.

Wenn ich es nicht tue, werde ich es mir nicht verzeihen können.

»Komm!« Ich fasse sie am Arm und stürme zu einem Stand mit Stoffen, der größer ist als die anderen. Bevor die Marktfrau schreien kann, halte ich ihr den Mund zu und drücke ihr Tzains Dolch an den Hals.

»W...w...was soll das?«, fragt das Mädchen.

Ich mustere ihren Umhang. Wie ist sie damit so weit gekommen? Ihre kupferbraune Haut und das edle Gewand in Goldtönen aus schwerem Samt künden von adeligem Blut.

»Zieh den braunen Umhang da über!«, befehle ich und wende mich wieder der Händlerin zu. Schweißperlen laufen ihr übers Gesicht; bei einer Divîné-Diebin könnte jede falsche Bewegung ihre letzte sein. »Ich tu dir nichts«, verspreche ich. »Wir müssen nur einen Tausch machen.«

Ich überwache die Gasse, während das Mädchen den unauffälligen Umhang überzieht, und drücke fester zu, als die Händlerin einen erstickten Schrei ausstößt. Auf dem Markt wimmelt es nur so von Soldaten. Dazu die Dorfbewohner und Marktbesucher. Ich suche einen Ausweg aus diesem Chaos, aber entdecke keinen. Wir haben keine Wahl.

Wir müssen einfach unser Glück versuchen.

Ich ducke mich wieder unter den Stand. Das Mädchen zieht sich die Kapuze des neuen Umhangs tief in die Stirn. Ich drücke der Marktfrau das edle Gewand in die Hand. Als sie den weichen Samt durch ihre Finger gleiten lässt, ebbt die Angst in ihren Augen ab.

Ich lasse den Dolch sinken und suche mir selbst einen Umhang aus, der mein weißes Haar unter einer dunklen Kapuze versteckt.

»Bist du bereit?«, frage ich.

Das Mädchen nickt. Ein Anflug von Entschlossenheit blitzt neben der lähmenden Furcht in ihren Augen auf.

»Folge mir!« Wir verlassen den Marktstand und verschwinden im Tumult. Wachsoldaten bleiben direkt vor uns stehen, aber unsere braunen Umhänge schützen uns. Sie suchen nach den Anzeichen adeligen Blutes. *Den Göttern sei Dank!*

Vielleicht haben wir doch eine Chance.

»Schnell!«, zische ich dem Mädchen zwischen den Stoffständen zu. »Aber ...« Ich halte ihren Umhang fest, bevor sie weg ist. »... nicht rennen. Das macht dich verdächtig. Tauch in der Menge unter.«

Das Mädchen nickt und will etwas sagen, bringt aber nichts heraus. Sie schafft es gerade so, mir wie ein Löwenessewelp mit höchstens zwei Schritten Abstand zu folgen.

Wir schlängeln uns durch die Massen bis zum Ende des Markts. Der Haupteingang wird von mehreren Soldaten bewacht, doch an einem Seitenzugang steht nur ein Gardist. Als er einen Schritt nach vorn macht, um einen Adligen zu befragen, sehe ich unsere Chance.

»Los!« Ich schlüpfte hinter den Stand eines Viehhändlers und bin bald auf den Straßen des Händlerviertels. Erleichtert sehe ich, dass die zierliche Gestalt des Mädchens mir folgt, doch plötzlich versperren uns zwei kräftige Wachsoldaten den Weg.

Bei den Göttern! Ich bleibe stehen. Die Silberstücke klingeln in meinem Bündel. Ich werfe dem Mädchen einen Seitenblick zu: Ihre braune Haut hat fast all ihre Farbe verloren.

»Gibt es ein Problem?«, frage ich die Soldaten so unschuldig wie möglich.

Der eine verschränkt seine baumstarken Arme. »Entlaufener Flüchtling. Die Tore werden erst wieder geöffnet, wenn er gefasst ist.«

»Unser Fehler«, entschuldige ich mich und verneige mich respektvoll. »Wir warten hier.«

Verflucht! Ich drehe um, gehe zu den Ständen zurück und lasse den Blick über das Gewusel schweifen. Wenn alle Stadttore bewacht werden, brauchen wir einen neuen Plan. Wir müssen eine andere Möglichkeit finden, hier herauszukommen–
Moment.

Das Mädchen ist nicht mehr hinter mir. Ich schaue zurück. Wie festgewachsen steht sie vor den Wachsoldaten, ein leichtes Zittern in der seltsamen Haltung ihrer Hände.

Ihr Götter!

Ich öffne den Mund und will sie rufen, doch ich weiß nicht mal ihren Namen. Ich habe alles für eine Fremde riskiert. Die jetzt dafür sorgen wird, dass man uns umbringt.

Ich versuche, die Soldaten abzulenken, doch einer greift bereits nach der Kapuze des Mädchens. Es bleibt keine Zeit. Ich ziehe meinen Metallstab hervor und fahre ihn aus. »Runter!«

Sie lässt sich zu Boden fallen. Ich hole aus und treffe den Soldaten am Kopf. Es gibt ein furchtbares Knacken, er sackt zu Boden. Bevor der andere sein Schwert aus der Scheide ziehen kann, stoße ich ihm meinen Stab gegen das Brustbein.

»Ugh!«

Nach einem Tritt gegen seinen Kiefer sackt er nach hinten und bleibt bewusstlos im roten Staub liegen.

»Ihr Himmel!«, flucht das Mädchen wie eine wahre Adelige. Ich ziehe meinen Stab zurück. Sie hat recht. Ich habe einen Soldaten angegriffen.

Das ist wirklich unser Ende.

Wir laufen los. So schnell wir können, hasten wir durch das Händlerviertel. Plötzlich wird mir klar, wie wütend Tzain sein wird.

Vermassele das nicht! Geh rein und wieder raus. Wo genau war vorgesehen, einer Flüchtigen zu helfen?

Wir rennen durch die mit pastellfarbenen Häusern gesäumten Straßen, zwei Trupps königlicher Gardisten auf unseren Fersen. Ihre Rufe werden immer lauter. Die hämmernden Schritte kommen näher. Sie haben die Schwerter gezückt. Nicht mehr lange, und sie haben uns eingeholt.

»Weißt du, wo wir sind?«, frage ich.

»Nicht genau«, keucht das Mädchen, die Augen vor Angst weit aufgerissen. »Ich weiß, wie wir in die Elendsviertel kommen, aber –«

»Dann bring uns hin!«

Ohne Ankündigung setzt sie sich vor mich und läuft über die gepflasterten Straßen voran. »Da entlang!« Wir überholen ahnungslose Kaufleute. Adrenalin rauscht mir durch die Adern. Hitze brodelt unter meiner Haut. Wir schaffen es nicht. Wir werden ihnen nicht entrinnen.

Entspann dich, höre ich Mama Agbas Worte. Ich zwingen mich, tief Luft zu holen. *Lass dir etwas einfallen. Nutze die Umgebung zu deinem Vorteil.*

Verzweifelt sehe ich mich auf den schmalen Straßen des Händlerviertels um. Als wir um eine Ecke biegen, entdecke ich aufgestapelte Holzfässer. *Das müsstest du gehen.* Sie werden die Soldaten aufhalten.

Ich ziehe meinen Stab und schlage ihn kräftig gegen das unterste Fass. Als es krachend zu Boden fällt, weiß ich, dass die anderen folgen werden.

Die Fässer rollen den Soldaten entgegen und versperren ihnen den Weg. Ihr Fluchen hallt durch die Straßen. Die Ablenkung gibt uns Zeit, im Elendsviertel unterzutauchen und innezuhalten, um durchzuatmen.

»Und jetzt?«, keucht das Mädchen.

»Du weißt nicht, wie man hier rauskommt?«

Sie schüttelt den Kopf, Schweiß rinnt ihr übers Gesicht. »Ich war noch nie in diesem Teil der Stadt.«

Aus der Ferne wirkten die Slums wie ein Labyrinth. Ist man darin, hat man den Eindruck, als klebten die Baracken und Hütten aneinander. Schmale Gassen und unbefestigte Wege bilden ein unübersichtliches Gewirr. Kein Ausgang weit und breit.

»Hier entlang!« Ich weise auf die Straße gegenüber dem Händlerviertel. »Wenn der Weg ins Stadtzentrum führt, müssen wir über diesen rausgelangen.«

Wir laufen so schnell, dass Staubwolken aufwirbeln. Ein Wachtrupp schneidet uns den Weg ab, wir müssen in die andere Richtung ausweichen.

»Ihr Himmel!«, flucht das Mädchen wieder, als wir in einer Gasse eine Gruppe obdachloser Kosidán stören. Kurz wundere ich mich, dass sie es so weit geschafft hat. Ich glaube nicht, dass das, was sie heute tut, zu ihrer adeligen Erziehung gehört.

Kurz vor den Soldaten biegen wir um die Ecke. Ich will noch einen Zahn zulegen, da zieht mich das Mädchen zurück.

»Was machst du –«

Sie hält mir den Mund zu, drückt mich gegen die Wand einer Baracke und zwängt sich mit mir in eine enge Lücke zwischen zwei Hütten.

Es muss funktionieren! Erst zum zweiten Mal seit über zehn Jahren sende ich ein Stoßgebet an jede Gottheit, die noch da sein mag. *Bitte, flehe ich. Bitte, bitte helft uns!*

Das Herz will mir fast aus dem Brustkorb springen. Es klopft so heftig, dass ich überzeugt bin, das Geräusch könnte uns verraten. Der Trupp kommt näher und trampelt vorbei wie eine Herde bullhörniger Rhinozine.

Blinzelnd schaue ich hoch in den Himmel, in die ziehenden Wolken. Helle Sonnenstrahlen fallen hindurch. Es ist, als seien die Götter von den Toten auferstanden, als hätten sie den Friedhof verlassen, der nach der Blutnacht angelegt wurde. Irgendetwas da oben schützt mich.

Ich hoffe nur, dass dieser Segen nicht sofort wieder vorbei ist.

Wir schieben uns aus dem Spalt und hasten einen anderen Weg entlang, wo wir mit zwei neugierigen Divînés zusammenstoßen. Einer lässt seine Rumflasche fallen. Sie rollt davon, und ein scharfer Geruch steigt mir in die Nase, brennt regelrecht. Der Gestank erinnert mich an eine andere Lektion aus Mama Agbas Hütte.

Ich hebe die Flasche auf und suche die Straße nach etwas anderem ab. Mein Herz setzt kurz aus. *Da!* Nur wenige Meter hinter dem Mädchen brennt eine Fackel.

»Nimm die Fackel dort!«

»Was?«

»Die Fackel!«, schreie ich. »Direkt hinter dir!«

Es dauert eine Sekunde, bis sie das Metall aus dem Halter gezogen hat, dann rennen wir weiter. Am Ende der Baracken reiße ich ein Stück Stoff von meinem Umhang und stopfe es in die Flasche.

»Was machst du da?«, fragt das Mädchen.

»Hoffentlich muss ich es dir nicht zeigen.«

Wir lassen das Armenviertel hinter uns. Das große Holztor von Lagos kommt in Sicht. Der Schlüssel zur Freiheit.

Verbarrikadiert von königlichen Soldaten.

Vor der langen Reihe bewaffneter Gardisten bleiben wir stehen. Mein Mut sinkt. Die Soldaten reiten bedrohliche schwarze Pantheressen, die riesigen Tiere blecken ihre Zähne. Ihr dunkles Fell glänzt in der Sonne wie mit Öl eingerieben, zarte Regenbo-

gentöne schimmern auf dem schwarzen Haarkleid. Selbst wenn sie sich sprungbereit hinkauern, überragen sie uns.

»Ihr seid umzingelt!« Die bernsteingelben Augen des Hauptmanns bohren sich in mich. »Auf Geheiß von König Saran befehle ich euch stehen zu bleiben!«

Anders als die Soldaten reitet der Hauptmann auf einer gefährlichen Schneeleopardesse, die fast so groß wie unsere Hütte ist. Acht glänzend schwarze spitze Zacken zieren ihren Rücken. Das Ungetüm leckt sich fauchend die langen, gerieften Fangzähne, begierig, sein weißes Fell mit unserem Blut zu beflecken.

Der Hauptmann hat einen ähnlich kupferfarbenen Teint wie das Mädchen, eine Haut ohne jede Falte oder Narbe. Als das Mädchen ihn erblickt, zieht sie die Kapuze tiefer in die Stirn; ihre Beine beginnen zu zittern.

Obwohl er noch jung ist, folgen die Soldaten ihm, ohne zu murren. Einer nach dem anderen zieht sein Schwert und richtet die Klinge auf uns.

»Es ist vorbei«, haucht das Mädchen voller Entsetzen. Tränen laufen ihr über die Wangen, sie kniet sich hin, lässt die Fackel fallen und zieht eine Schriftrolle aus knittrigem Pergament hervor.

Ich tue so, als folgte ich ihrem Beispiel, und hocke mich neben sie. Dabei halte ich den mit Rum getränkten Stoff an die Fackel. Beißender Rauch steigt mir in die Nase. Als der Hauptmann näher kommt, schleudere ich die Brandbombe auf die Pantheressen.

Na los!, rufe ich der Flasche in Gedanken zu und verfolge ihre Flugbahn, voller Sorge, sie könne sich nicht entzünden.

Dann geht die Welt in Flammen auf.

Hell lodert das Feuer, frisst Männer und gehörnte Tiere. Die

Pantheressen bocken unter hysterischem Geheul, wollen ihre Reiter abwerfen und durchgehen.

Entsetzt sieht das Mädchen zu. Ich packe sie am Arm und ziehe sie mit mir. Wir sind nur noch wenige Schritte vom Tor entfernt, wenige Schritte von der Freiheit.

»Schließt das Tor!«, ruft der Hauptmann, als ich an ihm vorbeilaufe. Er stößt mit dem Mädchen zusammen und gerät ins Stolpern, so dass sie ihm entkommen kann.

Langsam senkt sich das Holztor hinab. Die Metallketten ächzen und stöhnen. Die Wachsoldaten am Eingang zücken ihre Waffen, unser letztes Hindernis.

»Das schaffen wir nicht«, keucht das Mädchen.

»Wir müssen!«

Ich laufe so schnell, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Der betrunkene Wachmann von vorhin zieht sein Schwert und holt aus, um zuzuschlagen. Fast muss ich über seine taumelnde Bewegung lachen. Mit voller Wucht treffe ich ihn am Kopf. Er sackt vornüber. Ich lasse es mir nicht nehmen, ihm das Knie in den Schritt zu rammen.

Einem anderen Soldaten gelingt es, mit seinem Schwert auf mich loszugehen, doch ich kann es leicht mit meinem Stab abblocken. Der wirbelnde Metallstock schlägt ihm die Waffe aus der Hand. Mit einem Tritt gegen seinen Kopf schleudere ich ihn gegen das Holztor und schlüpfte hindurch. Er glotzt ungläubig.

Wir haben es geschafft!, möchte ich rufen, als ich in den schützenden Schatten der Ebenholzbäume laufe. Ich sehe mich nach meiner Begleiterin um, will mich mit ihr freuen. Sie ist nur noch eine Armlänge vom Tor entfernt. In ihrer Hast stolpert sie und fällt. Mein Herz setzt aus. Eine Staubwolke hüllt sie ein.

»Nein!«, rufe ich. Jeden Moment fällt das Tor zu.

Wir haben so viel überwunden, und jetzt schafft sie es nicht?
Sie ist so nah dran, und nun wird sie sterben.

Lauf!, befehle ich mir. *Flieh! Du hast Tzain. Und Baba. Du hast getan, was du konntest.*

Doch die Verzweiflung im Blick des Mädchens lässt mich innehalten. Ich weiß, dass ich den Segen der Götter herausgefordert habe. Obwohl mein Körper protestiert, husche ich durch das Tor zurück, kurz bevor es sich mit einem donnernden Krachen schließt.

»Ihr seid am Ende.« Der Hauptmann tritt vor. Er hat Wunden von der Brandbombe. »Lasst eure Waffen fallen. Sofort!«

Es kommt mir vor, als würde jeder Soldat in Lagos das Mädchen und mich niederstarren. Gruppenweise umkreisen sie uns, blockieren alle Wege, um einen weiteren Fluchtversuch zu verhindern.

Ich ziehe das Mädchen auf die Füße und halte meinen Stab in die Höhe. Mich werden sie nicht bekommen. Da müssen sie mich schon töten.

Je näher die Soldaten rücken, desto lauter schlägt mein Herz. Ich konzentriere mich auf meine letzten Atemzüge, stelle mir Mamas Gesicht vor. Ihre sanften Augen, ihre ebenholzscharze Haut.

Ich komme. Ich schließe die Augen und denke an sie. Wahrscheinlich streift ihr Geist durch Alâfia, das friedliche Jenseits. Ich stelle mir uns Seite an Seite vor. *Ich werde bei dir sein ...*

Ein markerschütterndes Gebrüll ertönt. Die Soldaten erstarren. Es wird lauter, ohrenbetäubend. Ich habe kaum Zeit, das Mädchen in Sicherheit zu bringen, da setzt eine gewaltige Gestalt über das Tor. Nailah!

Meine Löwenesse landet auf dem Boden, Speichel tropft von ihren eindrucksvollen Eckzähnen. Panisch stolpern die Wach-

leute rückwärts. Ich bin überzeugt, dass ich mir die Erscheinung nur einbilde, bis ich Tzains Stimme höre.

»Worauf wartest du noch?«, schreit er. »*Steig auf!*«

Ohne eine weitere Sekunde zu verlieren, springe ich auf Nailahs Rücken und ziehe das Mädchen zu mir hoch in den Sattel. Nailah spannt ihre Muskeln an und hechtet von Hütte zu Hütte, die Baracken sacken unter ihrem Gewicht zusammen. Als sie hoch genug ist, setzt sie zum Sprung an und fliegt förmlich über das Tor.

Kurz bevor wir auf der anderen Seite landen, schießt eine Schockwelle blitzartig durch meinen Körper. Sie jagt durch jede Zelle meines Körpers, setzt mich in Brand, raubt mir den Atem. Die Zeit scheint stillzustehen, als ich mich umdrehe und mein Blick den des jungen Hauptmanns trifft.

Eine unbekannte Kraft lodert in seinen bernsteingelben Augen, ein Magnet, dem ich mich nicht entziehen kann. Es ist, als würde sich etwas Unerklärliches an meinen Geist heften. Doch ehe ich mich noch länger in seinem Blick verliere, hat Nailah das Tor überwunden, und unsere Verbindung zerbricht.

Mit einem Beben landet Nailah auf dem unbefestigten Boden und schießt sofort in Richtung des Ebenholzwalds davon.

»Ihr Götter!«, stoße ich aus. Mein gesamter Körper schreit vor Anspannung und Erschöpfung. Ich kann nicht glauben, dass wir es geschafft haben!

Ich kann nicht glauben, dass ich nicht tot bin.

KAPITEL 6



INAN

Versager.

Eine Enttäuschung.

Eine Schande.

Wie wird Vater mich heute beschimpfen?

Ich gehe die Möglichkeiten im Kopf durch, als ich durch das Tor trete und die weißen Marmorstufen zum Palast hinaufsteige. »Versager« trifft es am besten. Ich bin ohne die Flüchtige zurückgekehrt. Aber vielleicht verschwendet Vater gar kein Wort auf mich.

Er könnte seine Faust sprechen lassen.

Diesmal kann ich ihm nicht mal einen Vorwurf machen. Eigentlich nicht.

Wenn ich Lagos nicht einmal vor einem einzigen Dieb schützen kann, wie soll ich dann Orishas nächster König werden?

Verflucht seien die Himmel! Kurz halte ich inne, umklammere das glatte Geländer aus Alabaster. Heute hätte ein Tag des Triumphs sein sollen.

Dann kam dieses elende Mädchen mit den silbernen Augen daher.

Seit die Divîné auf dem Rittling über das Tor von Lagos segelte, erscheint ihr Gesicht jetzt bestimmt schon zum zehnten Mal vor meinem inneren Auge. Das Bild ihrer obsidianschwarzen Haut und der langen weißen Haare will nicht verschwin-

den. Ich kann es nicht verbannen, egal wie oft ich versuche, es wegzublitzeln.

»Hauptmann.«

Ich ignoriere den Gruß der Wachen und betrete den großen Flur. Mein Titel klingt wie ein Witz. Ein richtiger Hauptmann hätte einen Pfeil in das Herz der Flüchtigen geschossen.

»Wo ist der Prinz?«, gellt es durch die Gänge. Die schrille Stimme wird von den Palastmauern zurückgeworfen.

Verflucht. Das ist das Letzte, was ich jetzt gebrauchen kann.

Mutter eilt zum Eingang des Schlosses. Ihre Gele rutscht nach hinten, als sie sich an den Wachleuten vorbeikämpft, die sich ihr in den Weg stellen. »Wo ist er?«, ruft sie. »Wo ist Inan?«

Als sie mich erblickt, wird ihr Gesicht weich vor Erleichterung. Tränen springen ihr in die Augen. Sie beugt sich vor, legt eine Hand auf die Verletzung auf meiner Wange.

»Es war von Attentätern die Rede.«

Ich entziehe mich ihr und schüttele den Kopf. Attentäter hätten klare Ziele. Sie wären einfacher aufzuspüren. Die Flüchtige war eine Ausreißerin. Die ich nicht zurückbringen konnte.

Doch Mutter sorgt sich nicht um die Identität der Gesuchten. Oder um mein Versagen. Oder um die verschwendete Zeit. Sie ringt die Hände und hält die Tränen zurück.

»Inan, wir müssen ...« Sie verstummt. Erst in dem Moment fällt ihr auf, dass alle zusehen. Sie rückt ihre Gele zurecht und macht einen Schritt nach hinten. Fast kann ich sehen, wie ihre Hände zu Klauen werden.

»Eine Made hat unsere Stadt angegriffen«, ruft sie den anderen zu. »Habt ihr nichts zu tun? Geht zum Markt, durchkämmt die Slums! Und sorgt dafür, dass das nicht noch mal passiert!«

Augenblicklich räumen die Soldaten, Adligen und Dienstbo-

ten den Gang, stolpern in ihrer Hast beinahe übereinander. Als sie fort sind, fasst Mutter nach meinem Handgelenk und zerrt mich zu der Tür zum Thronsaal.

»Nein.« Ich bin noch nicht bereit für Vaters Zorn. »Ich habe noch nichts zu berichten –«

»Wirst du auch nie wieder müssen.«

Sie stößt die großen Holztüren auf und zieht mich hinter sich her.

»Raus!«, brüllt sie den Gardisten und Fächerhaltern zu. Sie huschen davon wie Mäuse.

Der einzige Mensch, der mutig genug ist, Mutter die Stirn zu bieten, ist Kaea. Sie wirkt ungewöhnlich schön in dem schwarzen Brustpanzer ihrer neuen Uniform.

Admiral? Ich starre auf ihr Rangabzeichen. Eindeutig: Sie wurde befördert. *Und was ist mit Ebele?*

Als wir uns dem Thron nähern, kriecht mir der strenge Geruch von Eisen in die Nase. Ich sehe mich um, und tatsächlich: zwei frische Flecken von Blut in den Fugen, nachlässig weggewischt.

Ihr Himmel ...

Vater hat wieder schlechte Laune.

»Das gilt auch für Euch, *Admiral!*«, zischt Mutter und verschränkt die Arme vor der Brust.

Kaeas Gesicht verzieht sich, wie immer, wenn Mutter sie so anfaucht. Kaea wirft Vater einen fragenden Blick zu. Er nickt missmutig.

»Ich entschuldige mich.« Kaea verbeugt sich vor Mutter. Ihrer Stimme hört man an, dass sie es nicht so meint. Mutters Blick folgt Kaea, bis sie den Thronsaal verlassen hat.

»Sieh dir das an!« Mutter zieht mich nach vorn. »Sieh dir an, was die Maden deinem Sohn angetan haben! So etwas passiert,

wenn du ihn in den Kampf schickst. Das passiert, wenn er den Hauptmann der Garde spielt!«

»Ich hatte die beiden schon in die Enge getrieben!« Ich entwinde Mutter mein Handgelenk. »Zweimal. Es ist nicht meine Schuld, dass –«

»Ich habe auch nicht gesagt, dass es deine Schuld ist, Liebling.« Mutter unterbricht mich und will meine Wange streicheln, aber ich entziehe mich ihrer nach Rosen duftenden Hand. »Nur dass es für den Kronprinzen zu gefährlich ist.«

»Mutter, ich muss das tun, gerade weil ich der Kronprinz bin«, entgegne ich. »Ich bin für die Sicherheit von Orïsha verantwortlich. Wenn ich mich im Palast verstecke, kann ich meinem Volk nicht helfen.«

Mutter winkt ab, will nichts davon hören. Sie wendet sich wieder Vater zu. »Er ist der nächste König von Orïsha, um aller Himmel willen! Spiel doch mit dem Leben eines Bauern!«

Vaters Gesicht ist ausdruckslos. Als hätte er Mutter ausgeblendet. Während sie redet, starrt er aus dem Fenster und dreht an dem königlichen Rubin an seinem Finger.

Neben ihm ruht das Majazit-Schwert in seiner goldenen Scheide. Vaters Gesicht spiegelt sich in der im Griff eingravierten Schneeleopardesse. Das schwarze Schwert ist wie eine Verlängerung seines Arms, immer an seiner Seite.

»Du hast von mehreren gesprochen«, sagt Vater schließlich. »Wer hat die Flüchtige begleitet? Als sie den Palast verließ, war sie noch allein.«

Ich schlucke und zwingen mich, Vater in die Augen zu sehen. »Im Moment wissen wir noch nichts über die Identität ihrer Begleiterin. Wir wissen nur, dass sie nicht aus Lagos stammt.« *Aber ich weiß, dass sie Augen hat wie der Mond. Ich weiß, dass eine verblasste Narbe ihre Augenbraue durchtrennt.*

Wieder taucht das Gesicht der Divîné so klar vor mir auf, dass es ein Gemälde an der Palastwand sein könnte. Höhnisch lächelnd öffnen sich ihre vollen Lippen, die Muskeln an ihrem schmalen Körper treten hervor.

Meine Haut prickelt unangenehm. Sie brennt, als würde man Alkohol in eine offene Wunde gießen. Meine Kopfhaut pocht heiß. Erschauernd verdränge ich das grässliche Gefühl.

»Der Leibarzt kümmert sich um die Wachsoldaten am Grenzposten«, fahre ich fort. »Wenn sie wieder klar denken können, lasse ich mir Namen und Herkunft der Fremden nennen. Dann kann ich sie aufstöbern ...«

»Du tust nichts dergleichen!«, fährt Mutter auf. »Du hättest sterben können! Und dann? Soll Amari vielleicht den Thron übernehmen?« Sie tritt vor, die Fäuste geballt, das Kinn gereckt. »Du musst dem ein Ende machen, Saran! Auf der Stelle!«

Ich reiße den Kopf hoch. Sie hat Vater mit seinem Vornamen angesprochen ...

Die roten Wände des Thronsaals werfen ihre Stimme zurück, so dass ihre Unverfrorenheit lange nachhallt.

Beide sehen wir Vater an. Ich habe keine Ahnung, wie er reagiert. Fast glaube ich schon, Mutter hätte sich durchgesetzt, da spricht er.

»Geh!«

Mutter reißt die Augen auf. Ihre stolze Zuversicht zerfließt wie der Schweiß auf ihrer Haut. »Mein König ...«

»Sofort!«, befiehlt er ruhig. »Ich möchte mit meinem Sohn unter vier Augen sprechen.«

Mutter fasst nach meinem Handgelenk. Wir wissen beide, wie Vaters Privataudienzen meistens ausgehen. Aber sie kann sich jetzt nicht einmischen.

Damit würde sie nur Vaters Zorn auf sich selbst ziehen.

Sie verneigt sich, steif wie eine Klinge. Als sie sich abwendet, fängt sie meinen Blick auf. Frische Tränen hinterlassen Streifen in dem dicken Puder auf ihren Wangen.

Lange sind Mutters Schritte im großen Thronsaal das einzige Geräusch. Dann fällt die Tür ins Schloss.

Vater und ich sind allein.

»Weißt du, um wen es sich bei der Flüchtigen handelt?«

Ich zögere. Eine Notlüge könnte mir eine üble Tracht Prügel ersparen. Doch Vater riecht Lügen wie eine Hyänesse auf der Jagd.

Eine Lüge würde alles nur noch schlimmer machen.

»Nein«, antworte ich. »Aber bis zum Sonnenuntergang haben wir einen Anhaltspunkt. Dann hole ich meine Leute –«

»Zieh deine Männer ab.«

Ich erstarre. Er gibt mir keine Chance.

Vater glaubt nicht, dass ich es schaffe. Er wird jemand anderen mit der Aufgabe betrauen.

»Vater«, sage ich langsam. »Bitte! Ich war mir nicht im Klaren darüber, wozu die Flüchtigen fähig sind, aber jetzt weiß ich Bescheid. Gewähre mir die Möglichkeit, es wiedergutzumachen.«

Betont langsam erhebt sich Vater vom Thron. Sein Gesicht ist ruhig, doch ich habe aus nächster Nähe den Zorn gesehen, der sich hinter seinem leeren Blick verbergen kann.

Als er näher kommt, senke ich die Augen zu Boden. Ich weiß bereits, was er sagen wird: *Ehre und Pflichterfüllung*.

Erst Orïsha, dann ich.

Ich habe ihn enttäuscht. Ihn und mein Königreich. Ich habe zugelassen, dass eine Divîné in Lagos Unheil anrichtet. Natürlich wird er mich dafür bestrafen.

Ich senke den Kopf und halte den Atem an. Wie sehr es dies-

mal wohl weh tun wird? Wenn er mich nicht auffordert, den Panzer abzulegen, wird er mir ins Gesicht schlagen.

Wieder blaue Flecken, die die ganze Welt sehen kann.

Er hebt die Hand, ich schließe die Augen, wappne mich für den Schmerz. Doch ich spüre nicht seine Faust im Gesicht, sondern seine Hand auf meiner Schulter.

»Ich weiß, dass du es kannst, Inan. Es wird keiner außer dir schaffen.«

Verwirrt blinzele ich. So wie jetzt hat er mich noch nie angesehen.

»Es ist nicht irgendeine Flüchtige«, presst er durch die Zähne hervor. »Es ist Amari.«